

ARTISET

Ausgabe 01/02 | 2025

Das Magazin der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf



Im Fokus

Die Digitalisierung vorantreiben

CURAVIVA

In der Langzeitpflege gewinnt Spiritual Care an Bedeutung.

INNOVATI

Fabian Neubauer hat trotz Behinderung eine eigene Firma gegründet.

YOUViTA

Weshalb es eine bessere Datenlage zu Kindern und Jugendlichen braucht.

Bei uns finden
Sie das passende
Personal!

sozjobs.ch

Der Stellenmarkt für Sozial- und Gesundheitsberufe

Die Zukunft
ist offen.
Wir bereiten
Sie darauf
vor.

Fachkurse, Lehrgänge und
Inhouse-Weiterbildungen

- Führung / Management
- Sozial- und
Kindheitspädagogik
- Pflege und Betreuung
- Gastronomie/
Hauswirtschaft
- Selbst- und
Sozialkompetenz



Weiterbildung

 Weil erstklassige
Bildung wirkt.
artisetbildung.ch

ARTISET
Bildung

«Plötzlich sah
ich auf einem Auge
nur noch Nebel»

Die Schweizerische Multiple Sklerose Gesellschaft unterstützt
Menschen, die von MS betroffen sind. Helfen auch Sie:
www.multiplesklerose.ch



Jetzt spenden!
IBAN: CH04 0900 0000 8000 8274 9

damit es besser wird

MS

Schweizerische
Multiple Sklerose
Gesellschaft

Editorial

«Damit Dienstleister für Menschen mit Unterstützungsbedarf zukunftsfähige Entscheide treffen können, die überdies ihre knappen Ressourcen berücksichtigen, braucht es gute Informationen.»

Elisabeth Seifert, Chefredaktorin



Liebe Leserin, lieber Leser

Ob in den Medien, in Gesprächen mit Freundinnen und Freunden oder am Arbeitsplatz: Das Thema Digitalisierung scheint uns derzeit regelrecht zu überrollen. Vor allem die Künstliche Intelligenz (KI), deren Möglichkeiten wohl noch kaum jemand abschätzen kann, ist in aller Munde. Damit Dienstleister für Menschen mit Unterstützungsbedarf aber zukunftsfähige Entscheide treffen können, die überdies ihre oft knappen Ressourcen berücksichtigen, braucht es Informationen und Know-how.

Wie wir bei der Erarbeitung dieser Ausgabe festgestellt haben, beschäftigen sich derzeit zahlreiche Institutionen damit, wie sie die Digitalisierung in ihren Betrieben vorantreiben können. Das entsprechende Webinar-Angebot von Artiset wird rege in Anspruch genommen. Auch unsere Beispiele machen deutlich, dass immer mehr Institutionen in ihren Unternehmensstrategien die Digitalisierung miteinbeziehen (Seiten 6, 12, 20).

Die konkreten Schritte auf dem Weg zur digitalen Transformation sollten dabei in eine eigene ICT-Strategie eingebettet sein. Artiset hat zu diesem Zweck gemeinsam mit einem Beratungsbüro einen Leitfaden entwickelt (Seite 10). Eine grundlegende und gleichermassen aufwendige Aufgabe im Rahmen der Digitalisierung ist es, mittels einer geeigneten Software-Lösung eine einheitliche Datenbasis zu schaffen, auf deren Grundlage sich zahlreiche Projekte realisieren lassen – von der Digitalisierung klassisch betrieblicher Prozesse bis hin zur KI-unterstützten Einsatzplanung für das Personal oder mehrheitlich automatisiert erfassten Pflegeberichten.

Zusätzlich zur Schaffung einer einheitlichen Datenbasis setzen Institutionen digitale Anwendungen um, deren Nutzen

sich gerade für Mitarbeitende oder auch Bewohnende oft schnell erschliesst: So erfreuen sich etwa in den von uns skizzierten Beispielen digitale Austauschgefässe, darunter eine Mitarbeitenden-App, einiger Beliebtheit (Seiten 6, 12, 20). Im Schulungs- und Arbeitszentrum (SAZ) Burgdorf BE tragen die digitale Kasse in der Cafeteria oder das digitale Buchungssystem des inklusiven Hotels dazu bei, Mitarbeitende mit Behinderung für die digitale Welt zu befähigen.

Aufmerksam machen möchte ich Sie auf zwei grosse, die Institutionen übergreifende Projekte: Der elektronische Medikationsplan soll die Sicherheit der Medikation erhöhen und die integrierte Versorgung fördern (Seite 24). Das derzeit in Entwicklung begriffene Reporting-Tool für soziale Institutionen wird die Möglichkeit schaffen, die Angebotsentwicklung mittels schweizweit vergleichbarer Daten voranzubringen (Seite 24). ■

MAGAZIN-PREISE 2025

Im Mitgliederbeitrag inbegriffen ist der Preis für ein Abonnement. Für alle zusätzlichen Abos gelten folgende Preise: Die deutsche Ausgabe (erscheint achtmal pro Jahr) kostet 90 Franken pro Jahr; pro Zusatzabonnement jährlich 45 Franken. Die französische Ausgabe (erscheint viermal pro Jahr) kostet 45 Franken pro Jahr; pro Zusatzabonnement jährlich 22 Franken.

Titelbild: Das inklusive Concept Hotel Landhaus in Burgdorf verfügt über ein digitales Buchungssystem. In die Zimmer kommen die Gäste nur mit einem Code, der ihnen auf das Handy geschickt wird. Foto: Marco Zanoni

ARTISET Securit

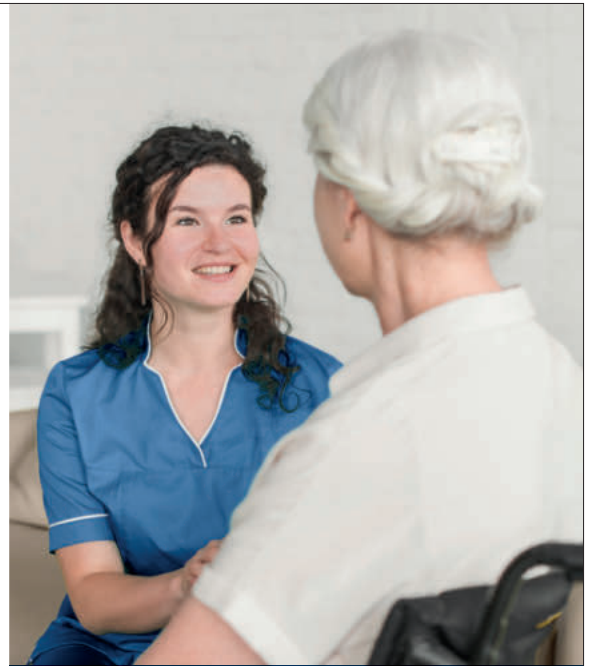
ARTISET Securit ist die Lösung für die Mitglieder von CURAVIVA, INSOS und YOUVITA mit:
Beratung, Informationen und Schulungen.

ARTISET Securit ist:

- **einfach** – dank der Online-Plattform asa-control leicht umzusetzen.
- **günstig** – minimiert Ihren Arbeitsaufwand für die Umsetzung der EKAS-Richtlinie 6508.
- **integrierbar** – als eigenständige Arbeitssicherheitslösung einzusetzen oder in ein bestehendes QMS zu integrieren.
- **umfassend** – ein Gesamtpaket mit Plattform, Aus- und Weiterbildungen, Audits, Updates, Beratung.
- **professionell** – Fachspezialist:innen für Arbeitssicherheit und Arbeitsschutz sind für Sie da.
- **national** – alle Schulungen und Dokumente sind auf Deutsch und Französisch verfügbar.



ARTISET Fédération der Dienstleister für
Menschen mit Unterstützungsbedarf
CURAVIVA INSOS YOUVITA



Die Branchenlösung
für Arbeitssicherheit und
Gesundheitsschutz



pro mente sana

Psychische Gesundheit stärken

« Psychische Gesundheit ist nach wie vor ein Tabuthema in unserer Gesellschaft. Ich unterstütze die Stiftung Pro Mente Sana, damit sich dies in Zukunft ändert. »

Robin Rehmann, Moderator SRF Virus
«Rehmann SOS Sick Of Silence»

Helfen Sie uns, die psychische Gesundheit der Menschen in der Schweiz zu stärken!

www.promentesana.ch/spenden
IBAN CH16 0070 0110 0000 6618 6

Herzlichen Dank!



Inhalt



Im Fokus

- 06 Digitale Transformation: Die Institutionen begeben sich auf den Weg
- 10 Tipps zur Entwicklung einer Strategie
- 12 Allmendhof Männedorf: Ein Pflegeheim macht trotz begrenzten Mitteln vorwärts
- 16 Der elektronische Medikationsplan fördert die integrierte Versorgung
- 20 Wie kleine Institutionen im Sozialbereich die digitalen Herausforderungen meistern
- 24 Das Reporting-Tool ermöglicht sozialen Institutionen den interkantonalen Vergleich

kurz & knapp

- 28 Bern: Ausstellung über Verdingkinder

Aktuell

- 30 Spiritual Care gewinnt an Bedeutung
- 33 Hilfe zur Selbsthilfe bei der psychischen Gesundheit
- 35 Fabian Neubauer – Firmeninhaber trotz Behinderung
- 38 Herausforderungen bei der agilen Transformation
- 41 In die Gesundheit des Gehirns investieren
- 43 Sucht im Alter: Unterstützung für Heime

Politische Feder

- 46 Cornelia Rumo Wettstein, Geschäftsführerin von Youvita

Impressum: Redaktion: Elisabeth Seifert (esf), Chefredaktorin; Salomé Zimmermann (sz); Anne-Marie Nicole (amn); France Santi (fsa); Jenny Nerlich (jne) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: ARTISET • 4. Jahrgang • Adresse: ARTISET, Zieglerstrasse 53, 3007 Bern • Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch, artiset.ch/Magazin • Geschäfts-/Stelleninserate: Zürichsee Werbe AG, Fachmedien, Tiefenastrasse 2, 8640 Rapperswil, Telefon: 044 928 56 53, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Vorstufe und Druck: AST&FISCHER AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11 • Abonnemente: ARTISET, Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@artiset.ch • Jahresabonnement Fr. 90.– • Erscheinungsweise: 8 × deutsch (je 4600 Ex.), 4 × französisch (je 1400 Ex.) pro Jahr • WEMF/KS-Beglaubigung 2024 (nur deutsch): 3426 Ex. (davon verkauft 3398 Ex.) • ISSN: 2813-1355 • Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.



DIE NATÜRLICHEN FARBEN
ZERTIFIZIERT MIT
CRADLE TO CRADLE





Erste Schritte auf dem Weg in die digitale Zukunft

Noch ist der Digitalisierungsgrad bei Leistungserbringern im Gesundheits- und Sozialbereich nicht sehr weit fortgeschritten. Seit wenigen Jahren begeben sich Institutionen aber jetzt auf den Weg. Wie sie das machen und welche Faktoren zum Gelingen beitragen, zeigen die Beispiele von zwei Institutionen sowie die Erörterungen von Experten der Organisationsentwicklung.

Von Elisabeth Seifert



Seit 2023 gibt es ein digitales Kassensystem in der Cafeteria des Schulungs- und Arbeitszentrums (SAZ) Burgdorf BE. Gerade auch Mitarbeitende mit IV haben sich rasch an die neue Kasse gewöhnt. Eingeführt hat diese Geschäftsleiter Daniel Hügli (links). Foto: Marco Zanoni

haben die Verantwortlichen eine Sollvorstellung dieser digitalen Transformation erarbeitet und diese mit Zielen und Massnahmen konkretisiert.

Attraktiv für Mitarbeitende und Bewohnende

Zu den Zielen der ICT-Strategie des SAZ gehören gemäss Geschäftsleiter Daniel Hügli verschiedene technische Modernisierungen der Hardware einschliesslich Cloudlösungen und die Optimierung von administrativen Geschäftsabläufen. «Zudem besteht das Ziel insbesondere darin, sowohl die Fachmitarbeitenden als auch die Mitarbeitenden mit IV-Rente sowie die Bewohnenden auf diese Reise mitzunehmen und digital zu befähigen», unterstreicht Hügli. Neue und jüngere Mitarbeitende wollen digital arbeiten und benötigen dafür eine moderne Infrastruktur. Und bei der ganzen Belegschaft wolle man mittels technischer Barrierefreiheit, optimalen und einfachen Arbeitsprozessen die Freude am Umgang mit modernen Technologien fördern und Ängste abbauen.

Luc Arnold, Leiter Finanzen und Supportprozesse im Alterszentrum Alenia, bezeichnet es als eines der wichtigsten Ziele der Digitalisierung, die Mitarbeitenden in der Pflege und Betreuung mittels schlanker administrativer Prozesse zu entlasten, damit sich diese besser auf ihre Arbeit bei und mit den Bewohnenden konzentrieren können. Ganz ähnlich wie für Daniel Hügli ist auch für Luc Arnold eine moderne Infrastruktur zwingend nötig, um als Arbeitgeber attraktiv zu sein. Aber auch die Bewohnenden achten zunehmend auf eine gute digitale Ausstattung. Ein weiteres Ziel bestehe darin, mittels vernetzter Software den Datenfluss zwischen verschiedenen Systemen zu ermöglichen – sowohl zwischen internen Abteilungen als auch in der Kommunikation mit anderen Organisationen.

Kleine Schritte mit grosser Wirkung

Um diese Ziele zu erreichen, haben das SAZ Burgdorf und die Alenia bereits konkrete Schritte unternommen. Luc Arnold betont dabei, dass es gerade auch viele kleine Massnahmen sein können, mit denen sich eine durchaus gute Wirkung erzielen lasse. Die grossen Würfe seien indes für die Institutionen aus dem Gesundheits- und Sozialbereich aus finanziellen Gründen kaum realistisch, jedenfalls noch nicht.

«Wir setzen Massnahmen um, mit denen wir bei vertretbaren Kosten eine möglichst grosse Wirkung erzielen →

Unsere Welt wird immer vernetzter, und entsprechend gewinnt die Digitalisierung in vielen Branchen an Bedeutung – zunehmend auch bei Leistungserbringern im Sozial- und Gesundheitsbereich. Eine Reihe von Institutionen ist derzeit damit beschäftigt, Digitalisierung in ihren Unternehmensstrategien zu verankern und dann auch die Umsetzung an die Hand zu nehmen. So zum Beispiel das Schulungs- und Arbeitszentrum (SAZ) Burgdorf BE, wo Menschen mit Behinderung arbeiten, wohnen und zur Schule gehen, sowie das Alterszentrum Alenia in Muri bei Bern. Das SAZ Burgdorf hat aufbauend auf der Unternehmensstrategie im Jahr 2023 eine ICT-Strategie entwickelt. Im Alterszentrum Alenia ist digitale Transformation und Innovation ein Entwicklungsschwerpunkt der Unternehmensstrategie. Im letzten Jahr

können», unterstreicht der Leiter Finanzen. Dazu gehörte im letzten Jahr etwa die Anschaffung einer neuen Heimsoftware, mit der die Abläufe in der Verwaltung vereinfacht und optimiert werden konnten. Demnächst wird es möglich sein, Menübestellungen aus dem Wohnen mit Dienstleistungen rasch und medienbruchfrei bis hin zur Fakturierung abzuwickeln. Im Anschluss sollen auch die Wohngruppen ihre Mahlzeiten über dieses System bestellen können. Zeitgleich wird überdies der ganze Produktions- und Bestellprozess der Gastronomie digitalisiert.

Besonders hervor hebt Luc Arnold weiter die Einführung einer Mitarbeitenden-App, dank der sich Mitarbeitenden-Gruppen untereinander und auch die verschiedenen Leitungsebenen mit den Mitarbeitern rasch und unkompliziert austauschen können. Innerhalb kürzester Zeit nach der Einführung im letzten Jahr nützte ein grosser Teil der Belegschaft die App. «Gerade auch Mitarbeitende, die selten oder nie am Computer arbeiten, sind seither viel besser in das Leben innerhalb der Institution eingebunden.»

Digitale Kasse und digitales Buchungssystem

Im SAZ Burgdorf werden derzeit sukzessive alle Geschäftsprozesse digitalisiert, vom Kreditoren-Workflow über das IT-Ticketsystem bis hin zum digitalen Mitarbeiterdossier. Um Mitarbeitende mit IV und Bewohnende für ein möglichst selbstbestimmtes Leben in einer digitalen Welt zu befähigen, hat die Institution 2023 unter anderem ein digitales Kassensystem im Gastrobereich eingeführt. Daniel Hügli: «Wenn Menschen mit Behinderung innerhalb der Institution lernen, digital zu zahlen, können sie das auch anderswo.» Auch die Mitarbeitenden mit IV, welche die Kasse in der Cafeteria bedienen, haben sich rasch an die neue Technologie gewöhnt. «Wir stellen fest, dass man den Mitarbeitenden zutrauen kann, digitale Mittel einzusetzen,» sagt Hügli und fügt bei: «Sie erfahren dadurch Wertschätzung, was die Freude an der Arbeit stärkt.»

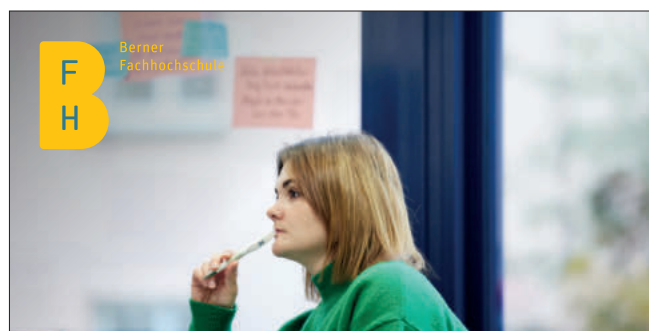
Neben der digitalen Kasse in der Cafeteria des SAZ-Hauptsitzes kommen Mitarbeitende mit IV auch im nahegelegenen inklusiven Concept Hotel Landhaus mit der Digitalisierung in Kontakt. Seit Mitte letztes Jahr führt die Institution das Hotel im Sinn einer externen Weiterentwicklung der internen Hotellerie für Touristen oder Geschäftsleute. In Kooperation mit einem Hotel in Bern hat das SAZ hier ein digitales Buchungssystem eingeführt, bei dem der Gast das Hotel und sein Zimmer nur mittels Bedienung einer App betreten kann. Eine Lernende mit IV wird derzeit neben der Hauswirtschaft auch in die Geheimnisse dieses Buchungssystems eingeführt. Über den Gastrobereich hinaus werden digitale Tools in der Produktion eingesetzt – und ganz besonders auch in der «Besonderen Volksschule» Unteres Emmental oder durch die interne Präventions- und Meldestelle. Hier wird mittels Unterstützter Kommunikation die Gesprächsführung mit Betroffenen ermöglicht, die sprachlich oder in ihrer Kommunikation eingeschränkt sind.

Kooperationen eingehen

Die Finanzierung von Digitalisierungsprojekten ist eine permanente Herausforderung, wie Daniel Hügli und Luc Arnold aus Erfahrung wissen. Neben einem guten Kosten-Nutzen-Verhältnis von Investitionen messen beide der Rekrutierung von Fachpersonen einen wichtigen Stellenwert bei, die entsprechende Projekte intern vorantreiben können. Beide Institutionen suchen überdies – und zwar in allen Geschäftsfeldern – immer wieder nach Möglichkeiten für Kooperationen. Im Bereich Digitalisierung hat sich für das Alterszentrum Alenia die Mitgliedschaft bei der Dedita-Genossenschaft sehr bewährt, der sich rund 20 Alters- und Pflegeheime aus dem Kanton Bern angeschlossen haben. Neben dem Kostenvorteil könne, so Luc Arnold, die Genossenschaft den Zugang zu spezifisch auf die Bedürfnisse zugeschnittene Dienstleistungen gewährleisten. Dedita ist ein Dienstleister für Alters- und Pflegeheime, etwa in den Bereichen Informatik, Treuhand und Qualitätsmanagement.

Eine weitere Herausforderung neben der Finanzierung ist es, möglichst allen Mitarbeitenden Freude an der

Anzeige



Weiterbildung an der BFH

CAS Gerontologie – Alter(n) mitgestalten | Start: April 2025

Fachkurs Fallsupervision und kollegiale Beratung
Start: März 2025

Fachkurs Ganzheitliche Gesundheit im Alter | Start: August 2025

Kurs Diagnostik und Management Kopfschmerz und Migräne
Start: Oktober 2025

Kurs Führen und Auftreten | Start: Oktober 2025

bfh.ch/gesundheit/weiterbildung

► **Gesundheit**



Digitalisierung zu vermitteln und Ängste abzubauen. Hügli und Arnold betonen deshalb beide die Bedeutung der Partizipation aller Beteiligten und eine gute Kommunikation – bei den grossen Linien der digitalen Transformation und auch bei der Lancierung der einzelnen Projekte. Arnold: «Wenn wir die Mitarbeitenden informieren, ihre Rückmeldungen einbeziehen und auch darauf eingehen, können wir viel erreichen.»

Die Grundlage: Eine gute Datenbasis

So wie das SAZ Burgdorf und das Alterszentrum Alenia haben sich auch andere Institutionen auf den Weg in Richtung digitaler Transformation gemacht. Die Branche habe aber noch viele Entwicklungsmöglichkeiten, beobachtet Guy Loretan. Der Experte für Organisationsentwicklung ist Berater bei der Firma Proact, die unter anderem ambulante und stationäre Leistungserbringer aus dem Gesundheitsbereich begleitet. Ein wichtiger Grund, weshalb der Digitalisierungsgrad noch nicht sehr weit fortgeschritten ist, sei die Frage der Finanzierung, beobachtet Guy Loretan – ganz ähnlich wie Luc Arnold und Daniel Hügli.

«Der Erwerb und die Integration einer Software-Lösung, über die sämtliche geschäftliche Aktivitäten abgewickelt werden können, ist schnell einmal teuer und komplex», weiss Pascal Bürgy, Digitalisierungsexperte der Firma Proact. Hinzu komme, dass man nicht von heute auf morgen einen Effizienzgewinn erwarten dürfe. Vor dem Hintergrund, dass die Organisationen gleichermaßen einem Kosten- und Effizienzdruck ausgesetzt sind, entstehe eine Art «Teufelskreis», wie sich Guy Loretan ausdrückt.

Um den «Teufelskreis» zu durchbrechen, sei von zentraler Bedeutung, den langfristigen Sinn der Investition in eine solche Software-Lösung zu erkennen, unterstreichen die beiden Proact-Experten. Das Ziel ist es zunächst einmal, innerhalb der Organisation eine gleiche Datengrundlage zu schaffen. Guy Loretan: «Nur so können die Daten rasch und redundanzfrei erfasst und automatisch weitergeleitet werden, wodurch sich die Prozesse effizienter gestalten lassen.» Eine widerspruchs- und redundanzfreie Datengrundlage sei zudem erforderlich, um über die einzelne Organisation hinaus die Zusammenarbeit verschiedener Akteure zu verbessern, etwa zwischen Pflegeheimen, Apotheken, Spitälern und der Spitex.

Ein «digitales Zielbild» entwickeln

Aufbauend auf einer einheitlichen Datengrundlage lassen sich dann innerhalb einer Organisation und darüber hinaus eine Vielzahl von Effizienzgewinnen realisieren. Diese können sich zunächst auf die Digitalisierung klassischer betrieblicher Prozesse, insbesondere in den Bereichen Kreditoren und der Mitarbeitendenadministration, beziehen. Darüber hinaus lassen sich sukzessive speziell auf die spezifischen Bedürfnisse der Organisation ausgerichtete Anwendungen implementieren. Vom Menübestellsystem, wie es das Alterszentrum Alenia eingeführt hat, bis hin zur KI-unterstützten

Einsatzplanung für das Personal oder mehrheitlich automatisiert verfassten Pflegeberichten. «Alle diese Tools lassen sich nicht einfach aus der Schublade ziehen», unterstreicht Pascal Bürgy, «sondern müssen entwickelt werden».

Um aus all den möglichen digitalen Anwendungen die für eine Institution geeigneten und finanzierbaren Entwicklungsprojekte herauszufiltern, ist gemäss Guy Loretan ein

«Weil das Investitionsvolumen hoch ist, machen mehrere Institutionen dies im Idealfall zusammen. Zum Beispiel im Rahmen von Genossenschaften oder ähnlichen Kooperationen.»

**Pascal Bürgy,
Digitalisierungsexperte**

«digitales Zielbild» erforderlich. «Eine Institution muss sich, abgeleitet aus ihrer Unternehmensstrategie, Gedanken darüber machen, was sie wirklich benötigt.»

Moderne Infrastruktur für die Belegschaft

Zentral aber sei, wie Pascal Bürgy betont, dass jede Institution als Grundlage für solche Projekte mittels einer geeigneten Software-Lösung eine einheitliche Datengrundlage schafft. «Weil das Investitionsvolumen hoch ist, machen mehrere Institutionen dies im Idealfall zusammen.» Zum Beispiel im Rahmen von Genossenschaften wie Dedic oder ähnlichen Kooperationen.

Bei einem solchen grossen Grundlagenprojekt bestehe neben der Finanzierung die Herausforderung auch weiter darin, so Bürgy, dass die «Endverbraucher», also Mitarbeitende und Bewohnende, zunächst sehr wenig davon spüren. Um den Bewohnenden und Mitarbeitenden von Beginn an einen spürbaren Mehrwert zu verschaffen, sollten in einem ersten Schritt einfache, sichtbare Massnahmen ergriffen werden. So kann die Pflege mit neuen Tablets entlastet werden und den Bewohnenden ein zuverlässiges WLAN-Netz bereitgestellt werden. Im Rahmen der Digitalisierungsarbeit ist es sehr wichtig, auch die psychologischen Aspekte von Anfang an zu berücksichtigen. ■

Ein Leitfaden hilft bei der Entwicklung einer ICT-Strategie

Die digitale Transformation beeinflusst zunehmend den Alltag von Institutionen, die Menschen mit Unterstützungsbedarf betreuen. Ein neuer Leitfaden zur Entwicklung einer ICT-Strategie adressiert die sich wandelnden Anforderungen und integriert gleichzeitig die Möglichkeiten neuer Technologien. Erarbeitet wurde dieser von Artiset und der Sevida GmbH.

von Andrea Crameri*

Ziel ist es, den Institutionen einen Weg zu einer effektiven und nachhaltigen Nutzung der Informations- und Kommunikationstechnologie (ICT) zu weisen. Eine fundierte ICT-Strategie ist nicht nur ein Hilfsmittel zur Effizienzsteigerung, sondern auch ein zentrales Element, um die Qualität von Pflege und Betreuung zu sichern.

Hier finden Sie den ICT-Leitfaden:



Warum eine ICT-Strategie unverzichtbar ist:

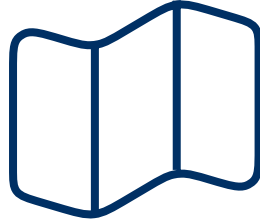
- 1 Effizienz:** Automatisierung von Verwaltungsprozessen und optimierte Ressourcennutzung reduzieren die Kosten und entlasten das Personal.
- 2 Qualitätssteigerung:** Durch digitale Tools können Pflege- und Betreuungsprozesse verbessert und besser auf individuelle Bedürfnisse der Bewohnenden oder Klienten abgestimmt werden.
- 3 Gesetzliche Vorgaben:** Datenschutz und Barrierefreiheit gehören zu den wesentlichen Anforderungen, die in einer ICT-Strategie systematisch berücksichtigt werden sollen.
- 4 Neue Technologien:** Künstliche Intelligenz und moderne digitale Systeme unterstützen bei der Analyse und Umsetzung von Prozessen, zum Beispiel im Bereich Gesundheitsüberwachung, Pflegedokumentation oder Personaleinsatzplanung.
- 5 Attraktivität:** Eine moderne ICT-Umgebung fördert die Attraktivität des Arbeitsplatzes und somit Zufriedenheit und Bindung von Mitarbeitenden sowie das Vertrauen von Bewohnenden und Klienten.
- 6 Sicherstellen der Durchgängigkeit:** Eine ganzheitliche Sicht auf sämtliche ICT-Elemente verhindert Planungsfehler und reduziert Kosten.

Wichtige Aspekte bei einer ICT-Strategie



IST-Analyse: Durch eine fundierte IST-Analyse wird Klarheit über den Gesundheitszustand sowie notwendige Investitionen geschaffen.

Klarer Fahrplan: Von der Ist-Analyse bis zur Implementierung einer Digitalisierungsstrategie bietet der Leitfaden neun klar definierte Schritte, die Orientierung bieten.



Integration von KI: Neue Technologien wie künstliche Intelligenz können nicht nur bei der Automatisierung helfen, sondern auch Muster erkennen und Entscheidungsprozesse optimieren.

Nachhaltigkeit und Flexibilität: Institutionen profitieren von Lösungen, die auf lange Sicht tragfähig sind und sich an wandelnde Anforderungen anpassen lassen.



Zusammenarbeit: Durch eine effektive Vernetzung von Mitarbeitenden, Bewohnenden/Klienten und externen Partnern können Synergien genutzt und Kommunikationsprozesse vereinfacht werden.

Datenschutz und Sicherheit: In der Strategie können die Anforderungen neuer Technologien sowie Cloud-Modelle in die Massnahmen integriert werden.



ARTISET-VERANSTALTUNGEN

WEBINARE:

- 18.02.2025 (16.30 bis ca. 18 Uhr): Digitalisierung im Gesundheitswesen – Ist Ihre Organisation strategisch bereit für die Umsetzung von Digitalisierungsprojekten?
- 18.03.2025 (16.00 bis 17.30 Uhr): Verantwortungsvoller Umgang mit künstlicher Intelligenz (KI)
- 19.03.2025 – 18.09.2025 (10.00 – 11.30 Uhr): KI-Kompetenzaufbau in Institutionen
Dieses dreiteilige Webinar befähigt Mitarbeitende, die Einführung und Nutzung Künstlicher Intelligenz (KI) als Multiplikatoren kompetent zu begleiten.

(Weitere Webinare werden laufend ausgeschrieben.)

FACHKURS:

- 17.09.2025 – 28.10.2025 (vier Tage jeweils von 09.00 – 16.45 Uhr): ICT verstehen lernen und die Herausforderungen meistern.

Anmeldung für die Webinare und den Fachkurs:

→ agenda.artiset.ch

Der Leitfaden baut auf langjähriger Erfahrung auf und wurde speziell für soziale Institutionen entwickelt. Er verbindet praktische Anleitungen mit strategischem Weitblick und hilft dabei, die ICT als Rückgrat einer erfolgreichen Institution zu etablieren. Neben allgemeinen Aspekten der Digitalisierung spielt auch der Datenschutz eine wichtige Rolle, um die Sicherheit sensibler personenbezogener Daten zu gewährleisten. In Verbindung mit der Nutzung von Künstlicher Intelligenz ermöglicht dies eine vorausschauende Planung und Umsetzung von Projekten, die sowohl die Effizienz als auch die Sicherheit innerhalb der Institutionen erhöhen.

In einer Welt, in der Technologie eine immer grössere Rolle spielt, bietet dieser Leitfaden eine Grundlage, um sich den Herausforderungen der Digitalisierung zu stellen und gleichzeitig die Bedürfnisse der Menschen wieder in den Mittelpunkt rücken zu können. ■

*Andrea Cramerer ist Co-Inhaber der Sevida GmbH (gemeinsam mit Marco Brügger).

Der Allmendhof und die Digitalisierung

Ein grosser Umbau steht an, verschiedene Systeme bedürfen einer Aktualisierung, und die ICT-Strategie steht vor der Finalisierung: der ideale Zeitpunkt, um die Digitalisierung am Allmendhof voranzubringen. Die operative Leiterin, Tina Werro, gibt Einblick in Überlegungen und Entwicklungen.

Von Salomé Zimmermann

Die Digitalisierung ist gleichzeitig eine Chance und eine Herausforderung für alle Institutionen – die jeweiligen Rahmenbedingungen sind jedoch unterschiedlich. Wie geht ein kleinerer bis mittlerer Betrieb mit den Entwicklungen um? Die Zentrum Allmendhof AG in Männedorf ist eine Alters- und Pflegeinstitution, zu der ungefähr 50 Pflegeplätze und zusätzliche Seniorenwohnungen gehören. Der Allmendhof ist dabei, einige Schritte im Bereich IT und Digitalisierung vorwärts zu machen.

«Es gibt mehrere Gründe, dass wir uns derzeit intensive Überlegungen dazu machen», erklärt Tina Werro, die operative Betriebsleiterin. 2020 wurde der Allmendhof, das Altersheim der Gemeinde Männedorf, in eine gemeinnützige AG überführt. In diesem Zusammenhang erarbeiteten die Verantwortlichen eine neue Gesamtstrategie. Die ICT-Strategie wurde in einem

nächsten Schritt angegangen und soll bald finalisiert werden. Sie sieht eine weitreichende Unterstützung der Prozesse durch Digitalisierung vor. Die Entwicklung der ICT-Strategie wurde extern begleitet von der Sevida GmbH. Diese hilft auch bei der Auswahl eines neuen IT-Dienstleisters mit, denn der bisherige IT-Support wird wegen Pensionierung auslaufen. Dazu kommt, dass auch neue, weitreichendere Software-Lösungen nötig sind, denn «seit der Einführung des elektronischen Patientendossiers, zusätzlicher gesetzlicher Vorgaben und weiterer Entwicklungen haben wir uns auf den Weg gemacht in Richtung mehr Digitalisierung», so Werro. Ein weiterer Treiber der Entwicklung ist der geplante Neubau mit drei Gebäuden für verschiedene Wohnformen. Die Anzahl der Pflegeplätze bleibt bestehen und wird ergänzt durch zusätzliche Studios und Wohnungen mit ambulanter Pflege

und einem erweiterten Dienstleistungsangebot. Die Neubauten sollen zukünftige IT-Anforderungen ermöglichen und entsprechend so gebaut werden, dass auch neue Systeme funktionieren. «Den Reinigungsraum beispielsweise müssen wir gross genug planen, damit ein allfälliger Putzroboter wirken könnte – es braucht also genug Platz für eine Andockstation und eine Vorrichtung für das Schmutzwasser», erklärt Tina Werro. Ein weiteres Beispiel seien die Leitungen, bei denen auch ein zukünftiger grösserer Bedarf berücksichtigt werden soll.

Entlastung bei Routineaufgaben

Die Betriebsleiterin sieht in der Digitalisierung grosses Potenzial zur Erleichterung und Unterstützung von Aufgaben – die grosse Herausforderung seien die damit verbundenen Kosten. «Wir hatten bisher eine schlanke IT,

diesen pragmatischen und kostenbewussten Ansatz wollen und müssen wir weiterverfolgen», so Tina Werro. «Das Ziel ist, unsere Prozesse zu optimieren und möglichst effizient zu gestalten, damit in Zeiten von Fachkräftemangel das Personal dort eingesetzt werden kann, wo es den Menschen braucht, wo es um die menschliche Beziehung geht», sagt sie. Die Geschäftsleitung überlege entsprechend, welche technologischen Lösungen welche Aufgaben erleichtern und so das Personal entlasten können. Im administrativen Bereich geht es laut Tina Werro hauptsächlich um die elektronische Pflegedokumentation, die Software für Rechnungen, die Bewohnerverwaltung und den Personaleinsatzplan. «Da verwenden wir noch ältere Versionen, es gibt Verbesserungsmöglichkeiten, die wir prüfen», sagt Werro. Die Systeme seien teilweise nicht kompatibel, sodass Daten doppelt eingegeben werden müssen. «Wir suchen entsprechend eine gut erprobte Software aus einem Guss, welche die Prozesse vereinfacht», sagt Werro. Das Rechnungswesen sei aktuell noch zu kompliziert und zu aufwendig. Auch

beim Personaleinsatzplan gebe es neuere Programme, die einfacher funktionierten und die Wünsche der Pflegenden besser berücksichtigten. «In einigen Bereichen holen wir also noch auf, in anderen haben wir bereits Lösungen gefunden, die sich bewähren», sagt Werro.

Interne App und Berichte-Bot

Dazu gehört die interne Kommunikation des Allmendhofs, die seit zwei Jahren über die Mitarbeitenden-App der Schweizer Firma Involve läuft. «Wir kommunizieren neue Eintritte, wichtige Informationen der Geschäftsleitung, Anmeldungen fürs Personalwesen oder Umfragen via App», erläutert Werro. Einige Mitarbeitende loggen sich via PC ein, andere haben die App aufs private Handy geladen. «Das hatte zur Folge, dass Handys bei der Arbeit nicht mehr grundsätzlich verboten sind und wir Anweisungen für den Gebrauch von Handys erlassen haben», erläutert Tina Werro den Nebeneffekt der Mitarbeitenden-App.

Bei der Entwicklung eines sogenannten Bots, eines Programms zur

Unterstützung von automatisierten oder repetitiven Aufgaben, haben Pflegekräfte des Allmendhofs mitgewirkt, indem sie halfen, das Programm zu «trainieren». Bei diesem Projekt der Oase Health Solutions, die sich dafür einsetzt, mittels Nutzung von Technologien die administrativen Prozesse in der Langzeitpflege effizienter zu gestalten, geht es darum, verschiedene Schweizer Dialekte und Deutsch mit Fremdsprachakzent zu erkennen. Das Ziel ist, dass die Pflegenden ihre Berichte mündlich einsprechen können, worauf der Bot das Gesagte in korrektes Deutsch übersetzt und am richtigen Ort ins System eingibt.

Digitale Lösungen ermöglichen es, effizienter zu arbeiten, um damit mehr Zeit zu haben für die eigentlichen Pflegeaufgaben in Form von Aufmerksamkeit für die Bewohnenden. Ausserdem erlauben es die Programme, ungeliebte und zeitaufwendige Routineaufgaben abzugeben, und das erst noch mit weniger Fehlern. Die Herausforderung ist laut Tina Werro, dass das nötige Know-how intern nicht vorhanden ist und deshalb externe Unterstützung →



Tina Werro (links), Betriebsleiterin, und Madlaina Pua, Geschäftsführerin, bei der Übergabe des Zertifikats nach Einführung der Mitarbeitenden-App.

Foto: Allmendhof



krebsliga

Hautkrebs ist es egal, wer du bist. Schütz dich.

In der Schweiz erkranken jährlich 2800 Menschen an schwarzem Hautkrebs. Denk daran: Schatten, Kleider und Sonnencreme senken dein Risiko.



Mehr auf [krebsliga.ch/sonnenschutz](https://www.krebsliga.ch/sonnenschutz)



gebraucht wird. Die hohen Kosten der neuen technologischen Lösungen setzen zudem gewisse Grenzen. Tina Werro hat etwa gemerkt, dass es schnell teuer wird, wenn Künstliche Intelligenz eingesetzt wird.

**Zukunftsmusik:
Arbeiten mit Robotern**

Und wie sieht es aus mit dem Einbezug der Mitarbeitenden? «Für die ICT-Strategie hat die begleitende Firma Umfragen gemacht bei den Mitarbeitenden der verschiedenen Stufen», sagt Werro. Es ist ihr wichtig, gerade auch nicht so technikaffine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ins Boot zu holen, indem sie die Vorteile der digitalen Lösungen aufzeigt. Tina Werro war positiv überrascht, als beim «Bot-Training» auch Pflegende mitmachten, die sonst nicht speziell digital unterwegs sind, weil sie den Vorteil sahen, die eine Sprach-Text-App bringt.

Wenn sich Tina Werro vorstellt, wie es in Zukunft in den neuen Gebäuden zu- und hergehen könnte, ohne Einschränkung durch die Kosten, sieht sie vor dem inneren Auge durchaus Roboter im Einsatz: den bereits erwähnten Reinigungsroboter etwa oder einen Service-Roboter, der schmutziges Geschirr abräumt oder bei der Medikamentenverteilung in den Zimmern hilft.



«Den Reinigungsraum müssen wir gross genug planen, damit ein allfälliger Putzroboter wirken könnte.»

Tina Werro

Sie erzählt, dass sie an Kongressen auch schon Aktivierungs-Roboter erlebt hat, die Rätsel, Quiz und Turnübungen durchführten. Dazu gebe es unterschiedliche Meinungen und Erfahrungen, deshalb müssten diese Roboter einmal selber getestet werden.

Welches sind die wichtigsten Erkenntnisse bei den aktuell laufenden Digitalisierungsprozessen, die vielleicht auch für andere Institutionen hilfreich sind? «Das Wichtigste ist meiner

Erfahrung nach, sich externe Hilfe zu holen bei einer Firma, die Ähnliches schon durchgeführt hat und die besten aktuellen Lösungen auf dem Markt kennt», ist Werro überzeugt. Man solle nicht den Fehler begehen, alles allein machen zu wollen. Und ebenso wichtig: Sich nicht erschlagen lassen von der Fülle an Anforderungen und Angeboten – alles aufteilen in kleine Schritte und sich Zeit lassen, damit es wachsen kann. ■

Anzeige



MITTELS ARBEITSZEITANALYSE
ZUR DATENBASIERTEN VERBESSERUNG
IN DER ABLAUF- UND AUFBAU-
ORGANISATION

Gerne begleiten wir Sie in der Tätigkeits-
erhebung mit 2CARE.

KELLER
UNTERNEHMENS
BERATUNG

Strategie
Projekte
Controlling
Prozesse

Seit 1995

30

Ihr Partner im Gesundheitswesen

www.keller-beratung.ch
056 483 05 10
5000 Aarau



Elektronischer Medikationsplan: Mehr Sicherheit

Digitale Methoden helfen, Fehler und Missverständnisse zu reduzieren. Das gilt vor allem dann, wenn etwa Medikamente über Institutionen wie Heime, Apotheken und Spitäler hinaus verschrieben und eingenommen werden. Die Stiftung Lebensart verwendet zusammen mit dem Spital Emmental ein digitales System, das die Verordnung, die Bewirtschaftung sowie die Logistik von Medikamenten verbindet.

Von Salomé Zimmermann

Mit steigendem Alter nehmen Mehrfacherkrankungen zu, damit einher geht ein hoher Gebrauch von vielen gleichzeitig benötigten Medikamenten – die Polymedikation. Sie birgt medizinische Risiken: Unbeabsichtigte Wechselwirkungen zwischen Arzneimitteln können etwa zu Hospitalisationen führen, oder Medikamente werden zu lange oder nicht in der richtigen Dosis eingenommen. Ausserdem gibt es durch die zunehmende Spezialisierung und Fragmentierung der Medizin mehrere Verschreibende, und dazu kommen verschiedene Involvierte wie Heime, Apotheken, Spitäler und Praxen. Es kommt sowohl bei der Verschreibung, der Abgabe wie auch bei der Einnahme von Medikamenten zu Missverständnissen und Fehlern.

Digitale Instrumente können diese reduzieren, wenn sie konsequent angewendet werden. Ausserdem fördert die Digitalisierung die integrierte Versorgung und erleichtert die komplexe Zusammenarbeit zwischen den Institutionen und zwischen den Gesundheitsfachpersonen. Deshalb sieht die Vorlage der Teilrevision des Heilmittelgesetzes entsprechende Änderungen vor. So sollen etwa Rezepte für Heilmittel zukünftig elektronisch ausgestellt und eingelöst werden. Damit kann jede Verschreibung eindeutig gelesen und digital übertragen werden. Eine wichtige Rolle nimmt dabei auch der elektronische Medikationsplan ein, auf den die Patientinnen und Patienten ein Anrecht haben sollen (vgl. Kasten). Ärztinnen und Ärzte benötigen nämlich eine möglichst aktuelle und vollständige Medikationsliste, um die Patientensituation beurteilen zu können, und die Pflegenden brauchen diese für die passende Behandlung. Der

Medikationsplan enthält alle verschreibungspflichtigen und sonstigen Arzneimittel, zusammen mit der Angabe von Wirkstoff, Dosierung, Einnahmegrund und weiteren Hinweisen zur Einnahme. Wird der Medikationsplan digitalisiert und idealerweise zwischen verschiedenen Leistungserbringern ausgetauscht, heisst er eMedikationsplan.

Zuerst Verblisterung, dann eMedikationsplan

Bewohnende von Institutionen für Menschen im Alter und Menschen mit Beeinträchtigungen und ihre Gesundheitsfachpersonen sind speziell herausgefordert durch die anspruchsvolle Medikation. Eine Institution, die bereits mit einem ausgeklügelten Medikationsplan arbeitet, ist die Stiftung Lebensart. Die grosse und seit Langem bestehende Stiftung bietet unter anderem am Standort Bärau bei Langnau im Emmental individuelle Wohnangebote, professionelle Pflege, vielfältige Beschäftigungsmöglichkeiten und angepasste Arbeitsplätze. Martin Jörg-Gygax ist Leiter Pflege und Dienstleistungen sowie Leiter Gesundheitszentrum der Stiftung Lebensart am Standort Bärau und massgeblich beteiligt an der Weiterentwicklung der sogenannten EsyBox. So heisst das System der Stiftung Lebensart, das in Zusammenarbeit mit dem Spital Emmental und der Schweizer Software-Firma Atexxi realisiert wurde. «Die Idee zur Einführung eines elektronischen Medikationsplans wurde bereits vor einigen Jahren diskutiert, aber damals war es noch nicht so weit von den technischen Möglichkeiten her», so Jörg-Gygax. Nach und nach wurde in den letzten Jahren in allen Häusern des Standorts Bärau die Verblisterung eingeführt – dabei werden feste Arzneimittel individuell für die Patienten durch die interne Apotheke des Spitals Emmmentals verpackt. In diesem Zusammenhang erkannten die Verantwortlichen sowohl von Seiten der Stiftung Lebensart wie auch des Spitals Emmental den Medikationsplan als entscheidenden Teil. «Seit drei Jahren arbeiten wir nun mit dem neuen System und sind sehr zufrieden», so Martin →

Dank dem eMedikationsplan ist der elektronische Medikamentenschrank richtig gefüllt und bei der Eingabe des Patientennamens erscheint das richtige Fach mit den zusätzlichen Medikamenten.

Foto: Stiftung Lebensart

Jörg-Gygax. Zuerst sei es vor allem um die Berechnung und Nachbestellung der Medikamente gegangen, seit etwa einem halben Jahr können nun auch die Medikamente via eMedikationsplan gerichtet werden.

Einzigartig digital vernetzt über verschiedene Institutionen

Die Chefpfotikerin des Spitals Emmentals, Dr. Annegret Reichwagen, hat zusammen mit verschiedenen Software-Firmen das System entwickelt, das zugeschnitten ist auf die Bedürfnisse der Stiftung Lebensart. Es verbindet die einzelnen Bereiche der Medikationskette – Verordnung, Beschaffung, Lagerung, Abgabe und Verrechnung – zusammen über zwei Institutionen hinweg. «Eigentlich handelt es sich dabei um einen eMedikationsplan 3.0, denn er verbindet gleich drei Systeme: das Verordnungssystem, die Bewirtschaftung der elektronischen Medikamentenschränke sowie die Logistik bis hin zu den Bewohnenden», sagt Annegret Reichwagen. Und fügt hinzu: «So digital vernetzt über verschiedene Institutionen arbeiten nur wir, das gibt es sonst in der Schweiz noch nicht.» Mit dem neuen System hat jede Person,

die in den Medikationsprozess eingebunden ist, die aktuelle Übersicht über die Medikamente. Für das Pflegepersonal bedeutet dies, dass sie den Namen der Person eingeben können und dann gleich sehen, welche Medikamente diese an einem bestimmten Tag benötigt, da alle Verordnungen zentral erfasst sind. Die Spitalapotheke stellt die Medikamente individuell auf den jeweiligen Patienten abgestimmt bereit und liefert diese für eine Woche – in einem praktischen «Blister-Säckli», wie Annegret Reichwagen sagt. Die Verpackung macht ein sogenannter Verblisterungs-Automat, das geschieht also nicht mehr von Hand. Die Pflegekraft nimmt die zusätzlichen Medikamente, die bei Bedarf nötig sind, aus dem elektronischen Schrank heraus – wenn sie irrtümlich das falsche Fach erwischt, gibt es eine Warnung. «So können Verwechslungen von ähnlich aussehenden Medikamenten oder die falsche Dosierung vermieden werden», führt Annegret Reichwagen aus.

Einfachere Logistik, weniger Kosten

Die Dokumentation erfolgt dabei automatisch und ist dann auch zu einem späteren Zeitpunkt nachvollziehbar. Neigt

Anzeige



**PLANEN SIE
IHRE KARRIERE MIT UNS**

LEHRGÄNGE AUF DIE BERUFSPRÜFUNGEN MIT EIDG. FACHAUSWEIS

- Beginn Februar 2025**
Chefköchin/Chefkoch - Weggis
Bereichsleiter/in Restauration - Weggis

- Beginn März 2025**
Chéf de Reception, Basismodule - Weggis

- Beginn April 2025**
Bereichsleiter/in Hotellerie-Hauswirtschaft - Weggis

- Beginn Mai 2025**
Chefköchin/Chefkoch - Weggis / online
Diätköchin/Diätkoch - Ziegelbrücke / online

- Beginn Juni 2025**
Chéf de Reception - Weggis
Chefköchin/Chefkoch - Weggis – ABZ Zürich

- Beginn August 2025**
Diätköchin/Diätkoch - Weggis

- Beginn November 2025**
Diätköchin/Diätkoch, Passerelle - Weggis

ANGEBOTE FÜR BERUFSBILDUNGSVERANTWORTLICHE

Berufsbildnerkurs (mehrmals jährlich) Tageskurse für Auszubildende (fachspezifische Vertiefung/Refresher)

Hotel & Gastro formation Schweiz | Eichstrasse 20 | 6353 Weggis |
Telefon +41 (0)41 392 77 77 | hbb@hotelgastro.ch | www.hotelgastro.ch



**Ich höre,
also lese ich.**

Lesen, ohne das Buch zu sehen: Unsere Medien bieten Sehbehinderten einen Zugang zur Weltliteratur. Helfen auch Sie, Literatur für alle hörbar zu machen!



**SCHWEIZERISCHE
BIBLIOTHEK FÜR
BLINDE, SEH- UND
LESEBEHINDERTE**

SPENDEN
MIT TWINT



SPENDENKONTO CH74 0900 0000 8000 1514 1

«Eigentlich handelt es sich um einen eMedikationsplan 3.0, denn er verbindet gleich drei Systeme: das Verordnungssystem, die Bewirtschaftung der elektronischen Medikamentenschränke sowie die Logistik bis hin zu den Bewohnenden.»

Annegret Reichwagen, Chefapothekerin
Spital Emmental

sich der Bestand eines Medikaments dem Ende entgegen, wird durch die Software eine automatische Bestellung ausgelöst. Zudem prüft sie allfällige Rezeptänderungen, wovon die Gesundheitsfachpersonen der Stiftung wie auch die Spitalapotheke automatisch informiert werden. «Auf einen Blick sieht die gesamte Institution die Lagerbestände, und bei Bedarf können Medikamente von der einen zur anderen Abteilung verschoben werden», erklärt Jörg-Gygax. Er betont, dass die Abläufe der Stiftung Lebensart erleichtert und effizienter wurden. Ausserdem sei die Fehlmedikation gering geworden, denn nur die zusätzlichen Medikamente, die nach Bedarf nötig sind, müssten von den Pflegenden selber gerichtet werden. Er empfindet die Handhabung als benutzerfreundlich und intuitiv. Ein weiterer Vorteil ist, dass die Apotheke kontrolliert, ob die Medikamente zusammenpassen, damit keine unerwünschten Wechselwirkungen auftreten. Die ganze komplizierte Nachschuborganisation ist nun in Apothekerhand, und die Medikamente werden nach Verordnungsänderungen automatisiert an die Stiftung Lebensart geliefert. «Die Logistik konnte auf einen Schlag bedeutend vereinfacht werden», sagt Reichwagen. Neben dem Sicherheits- und Logistikvorteil gibt es noch einen dritten grossen Vorteil – den der Nachhaltigkeit: Da die Medikamente genau zusammengestellt sind, müssen abgelaufene, angebrochene oder nicht mehr benötigte Medikamente viel seltener weggeworfen werden und die Patienten bezahlen nur, was sie auch tatsächlich benötigen haben – dadurch reduzieren sich auch die Kosten.

Bereitschaft für Veränderungen

Und wo sehen Martin Jörg-Gygax und Annegret Reichwagen Stolpersteine? «Es gibt aus meiner Sicht nur einen Nachteil: Da die Wartung und Fehlerbehebung durch die IT des Spitals und eine externe Firma passiert, ist das für uns manchmal etwas umständlich», meint Jörg-Gygax. Die Chefapothekerin sagt, dass die Einführung des Systems mit Anschaffungskosten für das Spital verbunden war und dass es Durchhaltevermögen brauchte, da mehrere Systeme aufeinander abgestimmt werden mussten. «Es hat nur geklappt, weil sich die richtigen Leute in den Software-Firmen und

den IT-Abteilungen der Stiftung und des Spitals gefunden und gut zusammengearbeitet haben», so Reichwagen, «alle Beteiligten müssen bereit sein für Veränderungen.» Das System sei ziemlich komplex, nicht für die Pflegekräfte, aber innerhalb der Apotheke sei der Schulungsaufwand der Mitarbeitenden höher. Sie ist aber überzeugt, dass die Entwicklung in Richtung Digitalisierung und Automatisierung und damit verbundener interdisziplinärer und integrierter Versorgung geht, denn in Zukunft werde es immer mehr Bewohnende in Institutionen geben und gleichzeitig immer weniger Pflegekräfte. ■

TEILREVISION HEILMITTELGESETZ

Dass die Umsetzung eines eMedikationsplans eine sinnvolle Massnahme zur Stärkung der Patientensicherheit ist, hat das Parlament erkannt. Es hat die beiden Motionen «Recht auf einen Medikationsplan zur Stärkung der Patientensicherheit» und «Erstellen und Bewirtschaften von Medikationsplänen zur Erhöhung der Medikationsqualität und Patientensicherheit von polymorbiden Patientinnen und Patienten» klar angenommen. Die erste Motion sieht das Recht von Patientinnen und Patienten auf einen elektronischen oder gedruckten Medikationsplan vor bei der Einnahme von mehreren Medikamenten. Die zweite Motion spricht sich für die Verpflichtung von eMedikationsplänen aus. Die Motionen sind in die Vernehmlassung der Teilrevision des Heilmittelgesetzes eingeflossen. Die Vorlage, welche in die Vernehmlassung geschickt wurde, sieht für die Gesundheitsfachpersonen die obligate Erstellung eines eMedikationsplans bei der Verschreibung, Abgabe und Anwendung von Arzneimitteln vor sowie das Durchführen und Dokumentieren eines Medikationsabgleichs. Dies soll in einem bestimmten, standardisierten Dateiformat geschehen, um den Datenaustausch sicherzustellen. Der politische Prozess ist noch offen, es wird sich zeigen, in welcher Form das Heilmittelgesetz angepasst wird.

«Grosses Potenzial für Inklusion»

Die vielen kleineren Organisationen im Sozialbereich haben bei der Umsetzung digitaler Projekte besondere Herausforderungen zu meistern. Christoph Collins, Geschäftsführer einer kleinen Institution im Kinder- und Jugendbereich, sowie Sarah Bestgen, Dozentin an der FHNW*, erläutern im Gespräch, wie man diesen begegnen kann, und erörtern die Chancen der Digitalisierung.

Interview: Elisabeth Seifert

Herr Collins, Sie leiten mit Skills-2Go eine kleine Kinder- und Jugendinstitution in Therwil BL. Welche Vorteile bietet die Digitalisierung in Ihrem Betrieb?

Christoph Collins: Als sehr nützlich empfinde ich die Möglichkeiten, welche uns die Digitalisierung beim Austausch von Informationen eröffnet. Über die digitalen Kanäle kommen wir rasch an Informationen heran und können diese auch unkompliziert mit anderen teilen. Das führt dann dazu, dass die Mitarbeitenden mehr Zeit für die Betreuungsarbeit einsetzen können. Die digitalen Kanäle haben ganz besonders auch im Austausch mit Mitarbeitenden eine grosse Bedeutung, die ausser Haus in der Familienbegleitung tätig sind. Wir stärken damit das Teamgefühl.

Sie betonen die Möglichkeiten für den Informationsaustausch

zwischen den Mitarbeitenden. Wo sehen Sie weitere Chancen?

Collins: Dank digitalen Ablagesystemen sind die relevanten Dokumente und Weisungen für die Einarbeitung und Weiterbildung von Mitarbeitenden immer sofort verfügbar. Ein grosser Vorteil sehe ich weiter in der Einrichtung spezifischer Kanäle, zum Beispiel für die Geschäftsleitung oder die verschiedenen Gruppen von Mitarbeitenden, die auf diese Weise sie betreffende Dokumente und Angelegenheiten gemeinsam bearbeiten können. Zurzeit interessiere ich mich sehr für die Möglichkeiten, welche die Künstliche Intelligenz, die KI, bietet.

Welche Einsatzbereiche sehen Sie für KI-Anwendungen?

Collins: Auf WhatsApp habe ich ChatGPT integriert und kann damit auch chatten. Ich kann ChatGPT zum Beispiel mit bestimmten Vorgaben füttern

und so die Tagesstruktur für einen Jugendlichen erarbeiten. Ich erhalte auf diese Weise sehr schnell einen ersten Vorschlag und kann diesen bei Bedarf mit weiteren Eingaben präzisieren. Wichtig ist, dass ich selbst fachlich kompetent bin. ChatGPT ermöglicht mir aber eine grosse Zeitersparnis. Neben solch klassischen KI-Anwendungen würde mich auch die Programmierung einer internen KI sehr interessieren: Auf diese Weise liessen sich sehr rasch Antworten auch Fragen finden, die sich uns intern immer wieder stellen.

Noch nicht erwähnt haben Sie, wie die Digitalisierung zu mehr Effizienz bei sämtlichen betrieblichen Prozessen beitragen kann. Wie steht es damit?

Collins: Alles, was ich bis jetzt erwähnt habe, lässt sich – mit Ausnahme der Programmierung einer internen KI – in einer kleinen Institution rasch

umsetzen, wenn auch mit gewissen Abstrichen. Der Kauf und die Implementierung von Software-Lösungen für die Digitalisierung betrieblicher Prozesse, von der Buchhaltung über die Personaladministration bis hin zur Einsatzplanung, werden schnell einmal teuer und zeitaufwendig. Es gibt hier zudem auch viele verschiedenen Anbieter. Ich vermisse eine Vergleichsplattform, über die ich mich rasch informieren kann, was es alles gibt und welche Lösung am besten zu mir passt.

Sie sind im Vorstand des Fachverbands sozialpädagogischer Kleininstitutionen Schweiz (S. K. I.): Decken sich Ihre Erfahrungen mit jenen Ihrer Kolleginnen und Kollegen?

Collins: Die Hauptprobleme sind die gleichen wie bei uns, gerade auch was den Kauf von Software-Lösungen betrifft. Dies führt dazu, dass bei einigen solche Projekte auf der Pendenzenliste nach hinten rutschen. Gerade auch kleine Institutionen müssen darauf achten, wie sie ihre zeitlichen und finanziellen Ressourcen einsetzen. In erster Linie besteht unsere Arbeit in der Betreuung und Begleitung.

Frau Bestgen, Sie erforschen den digitalen Transformationsprozess gerade auch in kleinen Institutionen der Sozialen Arbeit. Wo stehen diese Institutionen heute?

Sarah Bestgen: Grössere Institutionen sind finanziell besser ausgestattet. Bei jedem Transformationsprozess stellt sich die Frage nach den personellen und finanziellen Ressourcen. Dazu gehört auch, welche Expertise jemand schon im Haus hat: Habe ich Personen, die den Prozess vorantreiben können oder eben nicht? Zentral ist dabei die Leitungsebene. Digitalisierung wird in der Regel von oben nach unten eingeführt. Zentral sind weiter die Netzwerke, die einer Institution zur Verfügung stehen. Grössere Institutionen verfügen in der Regel über bessere Netzwerke. – In unseren Forschungen interessiert uns ganz besonders,

was im Bereich der Sozialen Arbeit unter Digitalisierung überhaupt zu verstehen ist.

Was schliesst Digitalisierung in der Sozialen Arbeit alles ein?

Bestgen: Im Nachgang zu einer Umfrage unter Organisationen der Sozialen Arbeit haben wir versucht, eine Ordnung in die Daten zu bringen und haben drei Digitalisierungsbereiche identifiziert: 1. Der Blick nach innen: Dieser betrifft zum Beispiel das Prozessmanagement und den Informationsfluss. 2. Angebote für Klientinnen und Klienten: Hier geht es etwa um Videoberatung und Chatberatung. 3. Die Aussenwirkung: Hier geht es um die digitale Sichtbarkeit, die Webpräsenz, die Kommunikation nach aussen. Ganz besonders auch, wie mich Zuweisende sowie Klientinnen und Klienten finden können.

Haben digitale Kanäle bezogen auf Klientinnen und Klienten ganz besonders im ambulanten Bereich eine wichtige Bedeutung?

Bestgen: Im stationären Bereich steht man in der Regel in einem engen physischen Kontakt mit den begleiteten Menschen. Im ambulanten Bereich ist die Erreichbarkeit nicht selbstverständlich gegeben, gerade bei Menschen, die nicht sehr mobil sind. Die Digitalisierung ist hier eine riesige Chance, um diese Menschen niederschwellig zu erreichen.

Sie sprechen hier Video- und Chatberatungen an?

Bestgen: Bereits vor Covid und ganz besonders in den letzten Jahren haben wir als Hochschule sehr viele Anfragen von unterschiedlichen Organisationen zu Video- und Chatberatungen →



«Bei Software-Lösungen für die Digitalisierung betrieblicher Prozesse vermisse ich eine Vergleichsplattform, über die ich mich rasch informieren kann, was es alles gibt und welche Lösung am besten zu mir passt.»

Christoph Collins, Geschäftsführer Skills2Go in Therwil BL



«Eine Organisation, die Kinder und Jugendliche begleitet, muss sich mit Fragen der Medienkompetenz beschäftigen. Es gehört zum sozialpädagogischen Auftrag, die komplexe Lebenswelt der Zielgruppe adäquat zu erfassen und in die eigenen Kompetenzen zu integrieren.»

Sarah Bestgen, Dozentin FHNW

erhalten. Zum einen, was die Wahl des Mediums betrifft, aber auch dazu, welche Klientinnen und Klienten sich für solche Beratungen eignen.

Collins: Solche Online-Beratungen wären auch bei uns in der Familienbegleitung durchaus denkbar. Damit könnten die Fachpersonen noch schneller und unkomplizierter mit den Familien in Kontakt treten und zudem auch Fahrzeiten einsparen.

Frau Bestgen: Neben den Online-Beratungen betonen Sie die Bedeutung des digitalen Marketings. Weshalb ist dieses so wichtig?

Bestgen: Man kann die beste Beratungsinfrastruktur haben, aber diese bringt nichts, wenn niemand kommt. Zentral ist hier zum einen, dass die Informationen für die Zielgruppen auf der Homepage gut auffindbar sind. Eine weitere Herausforderung besteht darin, die Menschen, die oft auf Google nach Informationen suchen, auf die eigene Homepage zu lenken. Die Zielgruppen, gerade junge Menschen, lassen sich natürlich über Social-Media-Kanäle erreichen. Man sollte sich aber auch bewusst sein, dass sich die für sie relevanten Kanäle sehr schnell ändern.

Collins: Kleinere Institutionen legen ihren Schwerpunkt aus Ressourcen Gründen eher auf ein effizientes Prozessmanagement und einen guten Informationsfluss. Wo sie ihren Schwerpunkt legen, ist aber natürlich abhängig vom

Fokus der Tätigkeit. Die von Sarah Bestgen vorgenommene Ausdifferenzierung in die drei Bereiche scheint mir aber gerade auch für die kleinen Institutionen sehr sinnvoll: Man kann sich dann bewusst überlegen, wo man die Prioritäten setzen will.

Neben den häufig fehlenden finanziellen Ressourcen bedeutet es oft eine weitere Herausforderung, die Mitarbeitenden für die Digitalisierung zu gewinnen. Wie erleben Sie das?

Collins: Im Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, auch mit Fachpersonen und Institutionsleitungen grösserer Organisationen, mache ich die Erfahrung, dass der Sozialbereich der Digitalisierung noch sehr skeptisch gegenübersteht.

Welche Gründe begegnen Ihnen da?

Collins: Ins Feld geführt werden etwa Fragen des Datenschutzes oder auch das Problem von Fake-News. Das sind Themen, die man ernst nehmen muss. Ich denke aber, dass solche Argumente auch eine Ausrede sein können, um sich nicht mit der Digitalisierung auseinanderzusetzen. Im privaten Bereich geben wir recht rasch unsere Daten preis. Wie schnell nehmen wir beim Surfen im Internet zum Beispiel Cookies an.

Bestgen: Bei jedem Veränderungsprozess fragen sich Mitarbeitende zu Recht

nach dem Sinn. Ich habe ein gewisses Verständnis für eine skeptische Haltung, da im Sozialbereich die Hauptaufgabe ja in der Begleitung von Menschen besteht. Wenn man einer Fachperson zum Beispiel sagt, dass sie künftig überwiegend Online-Beratung durchführen wird, kann das schwierig sein für sie. Wichtig ist, dass man die Gründe dafür gut erläutert. Selten ist dies aber die Realität, der persönliche Kontakt zu Klientinnen und Klienten hat in der Regel einen hohen Stellenwert. Digitale Kanäle sind oftmals ergänzend gedacht.

Wie lassen sich skeptische Mitarbeitende überzeugen?

Collins: Wir müssen uns bewusst werden, welche Menschen wir begleiten und wie wir diese erreichen können. Zum Beispiel in der mobilen Jugendarbeit: Junge Menschen sind auf den Social-Media-Kanälen unterwegs. Um die Jugendlichen erreichen zu können, brauchen Mitarbeitende eine Kompetenz in diesem Bereich.

Und im stationären Bereich?

Collins: Wenn ich als Betreuungsperson keine Ahnung habe von der digitalen Welt, in der sich die Kinder und Jugendlichen bewegen, dann habe ich bereits verloren. Wenn ich mich nicht für die Games interessiere, die gerade im Trend sind, dann geht mir ein wichtiger Zugang verloren. Früher war es der Töggelikasten, wo Betreuende und

junge Menschen zwanglos Beziehungen aufbauen konnten, heute sind es Computerspiele. Für den Beziehungsalltag ist die Digitalisierung ein ganz wichtiges Thema.

Nur so lassen sich Jugendliche dann auch für die Gefahren der digitalen Welt sensibilisieren?

Bestgen: Eine Organisation, die Kinder und Jugendliche begleitet, muss sich mit Fragen der Medienkompetenz beschäftigen. Es gehört zum sozialpädagogischen Auftrag, die komplexe Lebenswelt der Zielgruppe adäquat zu erfassen und in die eigenen Kompetenzen zu integrieren. Auch als Eltern müssen wir wissen, auf welchen Kanälen unsere Kinder unterwegs sind.

Collins: Unabhängig von einer spezifischen Zielgruppe bietet Digitalisierung ein hohes Potenzial für Inklusion. In einer Welt, die immer digitaler wird, dürfen wir die Menschen mit Unterstützungsbedarf nicht vergessen. Wir haben hier einen sozialen Auftrag. Digitalisierung ist Hilfe zur Selbsthilfe. Daran müssten Fachpersonen interessiert sein.

Zurück zu den oft fehlenden finanziellen Ressourcen und auch der fehlenden Kompetenz, um gerade komplexere Projekte zu realisieren. Was schlagen Sie hier vor?

Collins: Sehr sinnvoll fände ich eine Plattform, die IT-Experten mit Fachpersonen aus dem Sozialbereich zusammenbringt. Hochschulen wären sicher prädestiniert, um eine solche Plattform einzurichten. Vereinzelt gibt es bereits solche Gefäße. Auf diese Weise kann das Wissen der IT-Fachleute mit den effektiven Bedürfnissen der Praxis verknüpft werden.

Bestgen: Als Hochschule sind wir immer interessiert an der Zusammenarbeit mit der Praxis. Das können zum einen konkrete Dienstleistungen sein, die wir im Auftrag der Praxis erarbeiten und in Rechnung stellen. Zum anderen gibt es aber auch gemeinsame Projekte, an denen wir uns als Hochschule auch finanziell beteiligen. Gemeinsam mit Sozialinfo.ch, dem Stellenportal

für den Sozialbereich, haben Kollegen unserer Hochschule etwa entlang unterschiedlicher Zielsetzungen eine Auslegeordnung bestehender Software-Lösungen in Organisationen erarbeitet.

Bieten sich auch Kooperationen zwischen Institutionen an, um komplexe Projekt zu finanzieren?

Collins: Verbände oder auch eine Gruppe von Institutionen können aufgrund einer hohen Anzahl von Software-Lizenzen bessere Preise dafür aushandeln. Solche Zusammenschlüsse machen also Sinn.

Bestgen: Die Branche könnte noch mehr an solche Kooperationen denken. Hier gibt es sicher Luft nach oben. Wenn sich Digitalisierungsprojekte auf bestimmte fachliche Zielsetzungen beziehen, zum Beispiel auf die psychische Gesundheit von Kindern und

Jugendlichen, können auch Gelder von Förderstiftungen genutzt werden.

Collins: Was die Verbände betrifft, auch Artiset/Youvita: Ich würde mir hier noch mehr gut auffindbare und gebündelte Informationen wünschen. Hilfreich wären zum Beispiel praktische Infos und Tools entlang der genannten drei Bereiche: Prozessmanagement/Informationsfluss, Onlineberatung sowie digitales Marketing. ■

*Christoph Collins, Jg. 1974, ist diplomierter Sozialpädagoge HF und arbeitet als Geschäftsführer von Skills2Go, einer Kinder- und Jugendinstitution in Therwil BL. Sarah Bestgen, Jg. 1983, hat Sozialarbeit und Sozialpolitik an der Universität Fribourg studiert (Master-Abschluss). Sie ist Dozentin am Institut Beratung, Coaching und Sozialmanagement an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW. Sie leitet dort unter anderem einen MAS-Studiengang in Sozialmanagement und forscht im Themenfeld Digitalisierung.

Anzeige



JORDANIEN:
Die Physiotherapeutin Rula Marahfeh trainiert mit Ahmed Darwesch. Er wurde im Jemen bei einer Explosion verletzt.
© Peter Bräunig

SPENDEN SIE ZUVERSICHT IN BANGEN MOMENTEN

Mit Ihrer Spende rettet **ÄRZTE OHNE GRENZEN** Leben: Mit **50 Euro** ermöglichen Sie z. B. das sterile Material, um die Wunden von 15 Patient*innen zu versorgen.

Private Spender*innen ermöglichen unsere unabhängige Hilfe – jede Spende macht uns stark!



Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE 72 3702 0500 0009 7097 00
BIC: BFSWDE33XXX

www.aerzte-ohne-grenzen.de/spenden



Vergleiche über die Kantone hinweg



Das in Entwicklung begriffene Reporting-Tool soll Institutionen im Behindertenbereich das vergleichende Lernen ermöglichen. Die einzelnen Organisationen können die eigenen Kennzahlen mit dem Durchschnittswert ihres Kantons sowie der Region und der Schweiz vergleichen.

Foto: Themenbild / Adobe Stock

Institutionen für Menschen mit Behinderung sollen künftig ein Set an standardisierten Daten auf einer kantonsübergreifenden Plattform einspeisen können. Im Verlauf dieses Jahres wird diese digitale Plattform, das Reporting-Tool, entwickelt: Rahel Jakovina, Projektleiterin von Artiset / Insos, sowie die Praxisvertreter Thomas Kenel und Alain Thomann, Geschäftsführer von zwei grossen Behinderteninstitutionen, erläutern das Potenzial.

Von Elisabeth Seifert

Die Finanzierung der Arbeit von Leistungserbringern im Gesundheits- und Sozialbereich ist eine ständige Herausforderung, heute und in den nächsten Jahrzehnten. Viele Menschen mit oder ohne Behinderung werden aufgrund ihres Alters auf professionelle Unterstützung angewiesen sein. Dies erfordert entsprechende finanzielle Mittel. Hinzu kommt, dass sich die Bedürfnisse der Menschen mit Unterstützungsbedarf verändern, womit neue Angebotsstrukturen gefragt sind. Vor diesem Hintergrund steigt sowohl für die öffentliche Hand als auch für Dienstleister der Druck, die knappen Ressourcen möglichst effizient einzusetzen und in zukunftsfähige Angebote zu investieren.

Um effiziente Strukturen zu identifizieren und Entwicklungen innerhalb der Branche möglichst frühzeitig zu erkennen, kann eine kantonsübergreifende digitale Datenbank, die von den Leistungserbringern mit aussagekräftigen und standardisierten Kennzahlen gefüttert wird, wertvolle Unterstützung leisten. Für den Sozialbereich entwickelt Artiset mit dem Branchenverband Insos sowie drei Fachhochschulen ein solches Reporting-Tool. Im Fokus des Projekts stehen dabei insbesondere Einrichtungen im Bereich Behinderung. Das Tool basiert zurzeit auf einem kleinen Set von quantitativen, finanz- und personalbezogenen Daten, die in allen Kantonen in etwa gleich erhoben werden. Künftig sollen auch qualitative Daten wie die Zufriedenheit von Mitarbeitenden oder von Klientinnen und Klienten, integriert werden.

Institutionen können voneinander lernen

Für das Basismodell werde im laufenden Jahr mit der Artiset-Tochter Besa Qsys AG eine IT-Umsetzungslösung erarbeitet, sagt Rahel Jakovina, Projektleiterin vonseiten des Branchenverbands Insos. Das Reporting-Tool soll das vergleichende Lernen ermöglichen, benennt sie den Nutzen. «Die einzelnen Organisationen können die eigenen Kennzahlen mit dem Durchschnittswert des eigenen Kantons sowie der Region und der Schweiz vergleichen.» Mittels verschiedener Filter sei es zudem möglich, sich mit ähnlich grossen und in ähnlichen Bereichen tätigen Institutionen zu vergleichen.

Involviert in die Entwicklung des Tools sind neben Artiset / Insos sowie der Fachhochschule Nordwestschweiz, der Fernfachhochschule Schweiz und der Hochschule Luzern auch Vertretungen aus der Praxis. Zu diesen gehören Thomas Kenel, Geschäftsführer der Stiftung Behindertenbetriebe Uri (SBU) und Alain Thomann, Geschäftsführer der Altra Schaffhausen. Bei beiden handelt es sich um grosse Organisationen, wo viele Menschen mit ganz unterschiedlichen Behinderungen leben und arbeiten und von Fachpersonen mit verschiedenen Spezialisierungen begleitet und betreut werden.

Kenel und Thomann betonen beide, dass es mit dem Reporting-Tool und den standardisiert erhobenen Daten erstmals möglich sein wird, den eigenen Betrieb mit anderen Organisationen zu vergleichen, innerhalb des Kantons und ganz besonders auch über die Kantonsgrenzen hinweg. «Solche Vergleiche mit anderen Institutionen sind wichtig, um uns als Institutionen verbessern und weiterentwickeln zu können», sagt etwa Thomas Kenel von den Behindertenbetrieben Uri. Gerade der kantonsübergreifende Vergleich helfe den Institutionen zudem in der Argumentation mit den kantonalen Behörden.

«Mit dem Reporting-Tool können wir als soziale Institutionen den Kantonen etwas entgegenhalten», unterstreicht Alain Thomann, Geschäftsführer der Altra Schaffhausen. Die Kantone vergleichen sich nämlich heute schon untereinander – und zwar über den nicht-öffentlichen Kennzahlenvergleich (Keve), der sich auf die kantonalen Tarife für die jeweiligen Stufen des Bedarfserhebungsinstruments IBB (=individueller Betreuungsbedarf) bezieht.

Eine Schwierigkeit des praktisch in der ganzen Deutschschweiz eingeführten IBB bestehe, so Thomann, etwa darin, dass die verschiedenen Institutionen unterschiedliche Traditionen haben. So ist es wichtig zu verstehen, ob eine Institution zum Beispiel eigene oder gemietete Liegenschaften betreibt und bei eigenen Liegenschaften, wie diese finanziert wurden oder werden. Dadurch sind die einen auf weniger öffentliche Gelder angewiesen als andere. Thomann: «Dann heisst es schnell →



«Mit klaren Daten hinterlegt, können wir unsere Angebotsstrategien längerfristig und auf Augenhöhe mit dem Kanton planen.»

Thomas Kenel, Geschäftsführer der Stiftung Behindertenbetriebe Uri

einmal an die Adresse von Institutionen, die ohne eigene Liegenschaften klarkommen: Ihr bekommt künftig auch weniger Geld.» Thomas Kenel sieht das Problem darin, dass der IBB in den Kantonen nicht überall gleich umgesetzt wird. So gebe es allein in den sechs Kantonen der Zentralschweiz sechs Umsetzungslösungen, was einen kantonsübergreifenden Vergleich erschwere.

Branche nimmt sich selbst in die Pflicht

Das von der Branche selbst ins Leben gerufene Reporting-Tool soll auf der Grundlage standardisierter Kennzahlen verhindern, dass Äpfel mit Birnen verglichen werden. Zudem nimmt sich die Branche damit selbst in die Pflicht – ohne von den Behörden auf nationaler oder kantonaler Ebene dazu angehalten zu sein. Das bedeutet wiederum, dass die Datenhoheit bei der Branche respektive den sozialen Institutionen liegt. Ein Faktum, das für Thomas Kenel besonders wertvoll ist, weil die Institutionen damit selbst steuern können, aufgrund welcher Daten sie sich vergleichen.

Bereits das Basismodell mit betriebswirtschaftlich ausgerichteten Kennzahlen wird gemäss Kenel und Thomann durchaus interessante Unterschiede zwischen den Institutionen zutage fördern: Sichtbar gemacht werde etwa, wie hoch in den Institutionen die Personalkosten ausfallen. Kenel: «Die Institutionen müssen sich dann überlegen, wie sich die

Unterschiede erklären.» Diese können, so Kenel, drauf zurückzuführen sein, dass eine Institution weniger effizient arbeitet als eine andere. Die Unterschiede haben womöglich auch mit der Art der Klientel zu tun: «Bei den Behindertenbetrieben Uri benötigen wir aufgrund einer sehr breiten Vielfalt von Behinderungen viele speziell ausgebildete Fachpersonen.»

Besonders interessant ist für die beiden Geschäftsführer der Vergleich über die Zeit hinweg. Kenel: «Als Behindertenbetriebe Uri kommen wir dann vielleicht zum Schluss, dass Menschen mit sehr komplexen Behinderungen besser und auch effizienter in einer entsprechend spezialisierten Institution im Nachbarkanton begleitet werden können.»

«Ein enormes Potenzial»

Thomas Kenel erkennt im Reporting-Tool ein «enormes Potenzial», auch um schweizweite Entwicklungen frühzeitig zu erkennen und darauf adäquat zu reagieren. «Mit klaren Daten hinterlegt, können wir unsere Angebotsstrategien längerfristig und auf Augenhöhe mit dem Kanton planen.» Er spricht damit die derzeit vor allem in den Nachbarkantonen von Uri zu beobachtende Tendenz hin zu ambulanten Wohnbegleitungen an. «Gemeinsam mit dem Kanton müssen wir uns dann überlegen, wie wir mit dieser Entwicklung, die auch uns betreffen wird, umgehen wollen.»

Anzeige

b uk Bildung für Unterstützte Kommunikation

Unser Kursangebot zu den Themen «Unterstützte Kommunikation» und «Behinderung und Entwicklung» bietet Fachpersonen und Angehörigen die Möglichkeit, ihr Wissen umfassend zu erweitern.

Informieren Sie sich auf www.buk.ch

**KURSE
2025**

Alain Thomann sieht in seiner eigenen Institution etwa einen klaren Trend weg von der Tagesstruktur mit Lohn hin zu Jobcoaching-Modellen einerseits und zu Tagesstrukturen ohne Lohn andererseits. «Wenn wir solche Bewegungen auch in anderen Kantonen mit konkreten Daten belegen können, dann haben wir eine bessere Argumentationsgrundlage gegenüber den Behörden.»

Die mit dem Reporting-Tool einhergehende Transparenz bedeutet für die Institutionen gemäss Thomann und Kenel eine Herausforderung und Chance zugleich. Thomann: «Der Vergleich mit anderen Institutionen hilft dabei, blinde Flecken zu erkennen und sich selbst kritische Fragen zu stellen.» Jede Institution habe ja den Auftrag, ein Angebot zu schaffen, das finanzierbar ist und nachgefragt wird. Die beiden Geschäftsführer halten dabei fest, dass die Institutionen mit der Interpretation ihrer Zahlen nicht alleingelassen werden dürfen. Für die nötigen Hilfestellungen sehen sie den Verband und auch die Wissenschaft in der Pflicht.

Standardisierung – eine Herausforderung

Das Kernstück des Reporting-Tools ist das Kenngrössenmodell, also ein Set an Daten, mit denen das Tool zwecks Vergleichs gespeist wird. Auch wenn das Reporting-Tool zunächst nur mit einem kleinen Datenset an den Start gehen wird, sei bereits, wie Co-Projektleiterin Rahel Jakovina ausführt, ein umfassendes Kenngrössenmodell ausgearbeitet worden. «Wir haben in den letzten Jahren zu diesem Zweck mit den Kantonen und mit Praxisvertretenden viele Gespräche geführt, um herauszufinden, welche Kenngrössen für die Entwicklung der Branche wirklich relevant sind.»

Die Institutionen müssen heute, so Jakovina, den Kantonen zwar sehr viele Zahlen rapportieren, ohne aber immer den Sinn und Zweck davon zu kennen. Zudem haben die Institutionen keine Hoheit über die gesammelten Daten und oft auch keinen Zugang dazu, wodurch es nur schwer möglich ist, Vergleiche über längerer Zeit hinweg zu machen. Vor diesem Hintergrund sei die Idee für das Reporting-Tool entstanden.

Bei der Arbeit zur Identifizierung relevanter Kenngrössen ist gemäss Jakovina schnell klar geworden, dass innerhalb der Branche zwei grundlegende Probleme bestehen, die einen Vergleich der Daten über die Kantonsgrenzen hinaus stark erschweren. So fehle zurzeit in vielen Themenbereichen sowohl eine inhaltliche als auch eine technische Standardisierung. Anders als etwa bei den medizinischen Qualitätsindikatoren im Pflegebereich gebe es bei den Kenngrössen im Sozialbereich kaum schweizweit einheitliche Definitionen. Und die Daten und Informationen werden in den Institutionen in sehr vielen verschiedenen Systemen auf unterschiedliche Art und Weise gespeichert.

Möglichst viele Institutionen an Bord holen

Die Startversion des Reporting-Tools soll bei der Lösung beider Probleme wichtige Pflöcke einschlagen. Das in Zusammenarbeit mit den Praxisvertretungen bereits definierte Startset an Kenngrössen umfasst Daten, bei denen über alle

Kantone hinweg in etwa klar ist, was damit gemeint ist: Zahlen den Aufwand betreffend etwa, oder Zahlen zum Personalbestand und zur Fluktuation. «Aber auch bei solchen Zahlen werden wir wahrscheinlich feststellen müssen, dass nicht überall das Gleiche verstanden wird und wir auch diese Daten weiter verfeinern müssen.» Auf der technischen Seite, bei der in Entwicklung begriffenen IT-Umsetzungslösung, muss es darum gehen, ein möglichst anwenderfreundliches Tool zu entwickeln, das Importe aus unterschiedlichsten Systemen erlaubt.

«Bereits zu Beginn wird das Reporting-Tool einen Nutzen für die teilnehmenden Institutionen haben», unterstreicht



«Der Vergleich mit anderen Institutionen hilft dabei, blinde Flecken zu erkennen und sich selbst kritische Fragen zu stellen.»

Alain Thomann, Geschäftsführer der Altra Schaffhausen

Jakovina. Ganz besonders dann, wenn möglichst viele Organisationen mitmachen. Die Kosten für die Institutionen sollen so gestaltet sein, dass eine Teilnahme für diese gut möglich ist. Jakovina: «Zusätzlich zum eigenen Nutzen werden die teilnehmenden Institutionen die Weiterentwicklung der Branchen unterstützen.» Im Lauf der Zeit soll das Basismodell mit weiteren Daten angereichert werden. «In Zusammenarbeit mit der Praxis werden diese dann inhaltlich immer klarer definiert.» Auf diese Weise werden das Tool und damit auch der Nutzen vergrössert.

Daten gewinnen für die politische Steuerung immer mehr an Bedeutung. «Im Sozialbereich haben wir aber die Grundlagen dafür noch nicht.» Mit dem Reporting-Tool soll jetzt ein Anfang geschaffen werden. ■

kurz & knapp

kommission. Auch der Zugang zu Beratungsangeboten für Eltern und Kindern solle verbessert werden. **Kinder & Jugendliche I:** Der Grundsatz der gewaltfreien Erziehung soll ausdrücklich im Gesetz verankert werden. Das fordert die zuständige Nationalratskommission. Auch der Zugang zu Beratungsangeboten für Eltern und Kindern solle verbessert werden. **Kinder & Jugendliche II:** Der Kanton Zürich schafft mehr Angebote für die psychische Gesundheit von Jugendlichen. Der Kantonsrat hat 10,7 Millionen Franken gesprochen. Vorgesehen waren 5 Millionen weniger. **Behinderung:** Mehr Autonomie: Der Aargau führt im Behindertenwesen einen Systemwechsel ein. Menschen mit Beeinträchtigungen können mit Gutscheinen selber entscheiden, ob sie selbständig wohnen oder im Heim – das nennt sich Subjektfinanzierung. **Alter:** Demenz im Simulator hautnah erleben: Eine interaktive Ausstellung im Zentrum für Pflege und Betreuung Pfauen in Bad Zurzach sensibilisiert für die Lebensrealität von an Demenz Erkrankten. Die Öffentlichkeit hat die Gelegenheit, Demenz auf eine besondere Weise zu erleben mithilfe eines Demenzsimulators.

Innovation

Booster

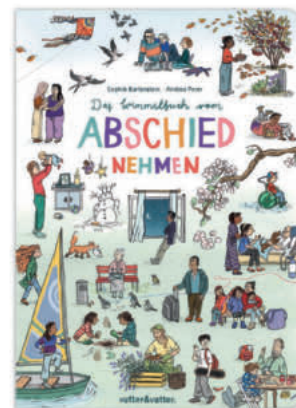
Innovative Ideen zur Verbesserung des Wohlergehens von Kindern, Jugendlichen und Familien sind gefragt. Unter dem Motto «Partizipation – Zusammen mit Nutzerinnen und Nutzern neue Angebote im Sozial- und Gesundheitswesen schaffen» ist die aktuelle Ausschreibung des Innovation Boosters 2025/2026 offen. Im Fokus stehen kollaborative Ansätze, bei denen Nutzerinnen und Nutzer aktiv in die Gestaltung und Entwicklung neuer Angebote einbezogen werden. Mit methodischer und finanzieller Unterstützung können Projektteams Ideen entwickeln, testen und zur Umsetzung bringen. Erfolgreiche Teams erhalten bis zu 25 000 Franken für die Entwicklung und Validierung ihrer Prototypen. Am Forum Soziale Innovation im Frühjahr können Ideen ausgetauscht und Projektteams gebildet werden.

→ www.innovationsociale.ch/de/ausschreibung-2025-2026

Vom Abschiednehmen

Für Menschen, die einen Verlust erleben, steht die Welt still. Nichts ist mehr so, wie es vorher war, alles steht Kopf, während draussen das normale Leben weiterwimmelt, so, als wäre nichts gewesen. Das Wimmelbuch vom Abschiednehmen thematisiert die Gleichzeitigkeit von Leben und Leid und begleitet ganz unterschiedliche Menschen, die einen Abschied verkraften müssen, über ein Jahr hinweg: In den sechs grossformatigen Wimmelbildern durchleben sie inmitten des wuseligen Alltags Phasen und Rituale der Trauer, erfahren dabei auch immer wieder schöne Begegnungen mit ihren Mitmenschen und Momente von Freude, Hoffnung und Trost. Geeignet ist das Wimmelbuch für die Trauerbegleitung und für alle lebensinteressierten Menschen ab zwei Jahren.

Das Wimmelbuch vom Abschiednehmen von Sophie Bartenstein und Andrea Peter, Verlag vatter & vatter, 24 Franken



Physio mit VR-Brille

Das klassische Thera-Gummiband und die Hebegeichte, die zur Physiotherapie in den eigenen vier Wänden gehörten, erhalten Konkurrenz. Heute sind es VR-Brille sowie spielerische Übungen, bei denen die Therapeutin oder der Therapeut sich bei Bedarf live zur Unterstützung zuschalten kann. Forschende der Hochschule Luzern (HSLU) haben seit 2022 in einem internationalen Forschungsprojekt mit erfahrenen Praktikern eine digitale Plattform entwickelt, welche die Tele-Rehabilitation künftig effektiver und attraktiver gestalten soll. Der Spassfaktor spielt dabei eine zentrale Rolle.



Ausstellung über Verdingkinder

Das Bernische Historische Museum eröffnet Ende Februar 2025 die Wanderausstellung «Vom Glück vergessen. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen in Bern und der Schweiz». Bis in die 1970er Jahr waren in der Schweiz mehrere hunderttausend Kinder, Jugendliche und Erwachsene von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen betroffen – allein im Kanton Bern mindestens 50 000 Personen. Die Ausstellung rückt fünf Betroffene und ihre bewegenden Geschichten ins Zentrum und geht der Frage nach, wie uns dieses Kapitel der Schweizer Geschichte heute noch betrifft.

Stipendien für Krankenpflege-Ausbildung

Der Kanton Genf reagiert auf den Mangel an Pflegepersonal und führt im Rahmen der Ausbildungsinitiative ein Stipendium ein. Der Kanton zahlt in den nächsten drei Jahren 1,72 Millionen Franken für das Projekt und erhält vom Bund den gleichen Betrag. Damit werden zusätzliche Stipendien zum kantonalen Stipendiensystem finanziert. In den Genuss kommen Studierende der Fachhochschule für Gesundheit in Genf. Die Stipendien können bis zu 3000 Franken monatlich betragen. Als Ziele des Projekts werden genannt: mehr Studierende für die Pflegeausbildung, mehr Umschulungen in die Pflege, mehr Absolventen, weil die finanzielle Unterstützung während der Ausbildung erleichtert wird, weniger Studienabbrüche, weil die Studienbedingungen verbessert werden.

Geborgen im Leben und Sterben

Blick in den Raum der Stille im Alters- und Pflegeheim Erlenhaus im Engelberg OW. Hier werden unter anderem spirituelle Rituale durchgeführt. Auch die Urnen von Verstorbenen werden dort vorübergehend aufbewahrt. Die Fenster sind 40 Jahre alt und wurden von einem Pater des Klosters entworfen. Foto: Erlenhaus

Spiritualität ist mehr als Religion. Es handelt sich um eine Dimension des Lebens, die Kraft spendet und Sinn stiftet. In der Langzeitpflege gewinnt Spiritual Care an Bedeutung. Wie spirituelle Handlungen im Pflegealltag gelebt werden und warum sie Geborgenheit vermitteln, erfährt man im Alters- und Pflegeheim Erlenhaus in Engelberg OW.

Von Monika Bachmann

Wenn sich eine Ortschaft Engelberg nennt, muss auf diesem Landstrich ein Hauch von Mystik liegen. Die Engel und der Berg stehen als Symbole für Spiritualität. Die einen versinnbildlichen Elemente der Religion, die anderen verkörpern die Übermacht der Natur. Aus diesen Kraftquellen schöpft man in Engelberg Lebensenergie. Nicht nur im barocken Benediktinerkloster, das seit dem 12. Jahrhundert am Fusse des Titlis steht, sondern auch im Erlenhaus, einem Alters- und Pflegeheim, das sich seit 40 Jahren im Ortskern der Obwaldner Gemeinde befindet: «Die Spiritualität nimmt in unserem Zusammenleben einen wichtigen Platz ein», sagt Theres Meierhofer, die den Betrieb seit 20 Jahren leitet. Sie sei schon immer offen gewesen gegenüber «dem, was über uns hinausgeht» – so ihre Definition von Spiritualität. Um diese Lebensdimension im Lauf der Zeit in der Organisation zu verankern, musste die Betriebsleiterin Worte dafür finden. Heute lautet das Motto: «Geborgen im Leben, Geborgen im Sterben». Diese Botschaft versteht man im Erlenhaus als eine Art Versprechen. «Wir bieten den Menschen Raum, um sich mit Lebensfragen auseinanderzusetzen», erklärt Theres Meierhofer – und stellt somit klar, dass Spiritualität weit mehr ist als Religiosität.

Existenzielle Themen

Sinnfragen gewinnen in der Langzeitpflege an Bedeutung. Deshalb ist Spiritual Care, so der Fachbegriff, derzeit in vielen Institutionen ein Thema, mit dem man sich auseinandersetzt. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) anerkennt spirituelles Wohlbefinden als Dimension von Gesundheit, die physischen, psychischen und sozialen Aspekten gleichkommt. Sie empfiehlt deshalb den Einbezug der spirituellen Ebene in die Behandlung und Betreuung. Auch die Schweizerische Gesellschaft palliative.ch macht mit einer neuen Broschüre auf das Thema aufmerksam. «Spiritualität wird verstanden als Verbundenheit einer Person mit dem, was ihr Leben trägt, inspiriert und integriert», ist unter anderem im Dokument zu lesen. Es geht um existenzielle Überzeugungen, Werthaltungen, Erfahrungen und Praktiken. Der Theologe Pascal Mösli ist Mitglied der

Arbeitsgruppe Spiritual Care bei palliative.ch und hat am Impulspapier mitgearbeitet. Er sagt: «Mit Spiritual Care sollen Menschen unterstützt werden, sodass sie ihr Leben auch im Alters- oder Pflegeheim individuell gestalten können und Zugang zu ihren Kraftquellen haben.»

Beten oder ein Lied singen

Die Spiritualität wird im Erlenhaus, das 50 Pflegebetten umfasst und dem 27 Alterswohnungen angeschlossen sind, auf vielseitige Art und Weise gelebt. Während bei den →

IMPULSE FÜR DIE SPIRITUELLE BEGLEITUNG

Impulse für Spiritual Care in der Langzeitpflege – so der Titel einer Broschüre, die kürzlich von der Arbeitsgruppe Spiritual Care der Schweizerischen Gesellschaft palliative.ch herausgegeben wurde. Die Arbeitsgruppe setzt sich aus Fachpersonen der Pflegewissenschaft, Seelsorge, Medizin, Psychologie und Sozialarbeit zusammen.

Das Impulspapier benennt den Stellenwert von Spiritual Care in der Gesundheitsversorgung und zeigt Handlungsfelder in der Langzeitpflege auf. Dabei geht es um die aktive Gestaltung der letzten Lebensphase, den Zugang zu spirituellen Handlungen, das Bilden von Netzwerken, die Unterstützung von Angehörigen sowie die Begleitung während der Trauerphase.

In einem weiteren Kapitel listen die Autorinnen und Autoren die Voraussetzungen auf, die erfüllt sein müssen, um Spiritual Care in die alltäglichen Abläufe der Organisation zu integrieren. Bemerkenswert sind dabei die methodischen Instrumente, die zur Anwendung empfohlen werden. Zum Beispiel das sogenannte Indikationen-Set, das die Zusammenarbeit von Gesundheitsfachpersonen und Seelsorge in der Spiritual Care unterstützt. Das Instrument fördert deren gemeinsames Verständnis und eine gemeinsame Sprache für die spirituelle Begleitung.

einen ein begleiteter Spaziergang in naturnaher Umgebung das Wohlbefinden stärkt, besuchen die anderen gerne die katholische Messe, die zweimal wöchentlich im Heim stattfindet. Manchmal löst auch das gemeinsame Singen eines Liedes oder das Betrachten eines Berges Emotionen aus, was häufig zu sinnstiftenden Gesprächen mit den Bewohnenden führe, erzählt Theres Meierhofer. Sie betont, dass Spiritual Care nicht als Angebot verstanden werden sollte, sondern als Grundhaltung, die in alle Bereiche des Alltags einflüsse. Deshalb sind im Erlenhaus alle Mitarbeitenden für das Thema sensibilisiert und in entsprechenden Weiterbildungen geschult worden. «Existenzielle Fragen lassen sich nicht auf eine Berufsgruppe reduzieren», betont die Betriebsleiterin. Das Wahrnehmen von spirituellen Bedürfnissen dürfe nicht separiert werden, sondern sei Teil einer umfassenden Betreuung. Ein wesentlicher Aspekt ist die interprofessionelle Zusammenarbeit mit Fachpersonen der Seelsorge. In Engelberg ist man gut versorgt: «Wir arbeiten eng mit den Pfarrpersonen beider Konfessionen zusammen und pflegen einen unkomplizierten Kontakt», freut sich Theres Meierhofer.

Die Biografie gibt Aufschluss

Die Broschüre von palliative.ch weist darauf hin, dass Spiritual Care ältere Menschen «auf der Suche nach Lebenssinn, Lebensbewältigung und Lebensvergewisserung sowie bei der Krisenbewältigung» begleiten könne. Sie tue dies in einer Art, die auf die Biografie und das persönliche Werte- und Glaubenssystem Bezug nehme. Im Erlenhaus spricht man deshalb das Thema beim Eintritt einer neuen Bewohnerin, eines neuen Bewohners bewusst an. «Wir erkundigen uns jeweils nach der biografischen Spiritualität», sagt Theres Meierhofer. Die Gespräche würden Aufschluss über die Bedürfnisse geben, sodass man individuell auf die Person eingehen und passende Angebote machen könne. Bei katholisch geprägten Frauen, die im Klosterdorf Engelberg die Mehrheit ausmachen, stösst beispielsweise das wöchentliche Rosenkranz-Beten im Raum der Stille auf Resonanz. Dieser Raum wurde im Rahmen der Gesamtrenovation des Hauses im Jahr 2022 neu gestaltet. Hier haben die Bewohnenden und ihre Angehörigen Gelegenheit, konfessionell unabhängige Rituale auszuüben, sei es in einer Gruppe oder für sich allein. Zudem betet man hier für Verstorbene, bevor sie bestattet werden. Der Anblick einer Urne ist im Raum der Stille keine Seltenheit.

Spiritual Care systematisch verankern

Die zunehmende Bedeutung von Spiritual Care ordnet Pascal Möсли einem Trend zu: «Der personenzentrierte Ansatz spielt in der Pflege eine wichtige Rolle», so der Theologe. Menschen und ihre persönlichen Anliegen rückten ins Zentrum und somit auch ihre individuellen spirituellen Bedürfnisse. Die neue Broschüre vermittelt weiterführende Informationen, sodass Verantwortliche von Alters- und Pflegeeinrichtungen Spiritual Care in die Organisation integrieren können.

Zu ihnen zählt auch Theres Meierhofer, wie sie erklärt: «Obwohl wir diese Dimension des Lebens im Erlenhaus

«Die Spiritualität nimmt in unserem Zusammenleben einen wichtigen Platz ein. Wir bieten den Menschen Raum, um sich mit Lebensfragen auseinanderzusetzen.»

Theres Meierhofer, Leiterin des Alters- und Pflegeheims Erlenhaus in Engelberg OW

schon lange beachten, gibt es bisher kein eigentliches Konzept.» Das soll sich nun ändern. Die Stiftung Erlen wird sich als einer von vier Praxisbetrieben an einer Studie beteiligen, die unter der Leitung der Arbeitsgruppe Spiritual Care von palliative.ch und unter Einbezug der Universität Basel umgesetzt werden soll. Ziel und Zweck sind laut Pascal Möсли einerseits eine Bestandesaufnahme: «Wir möchten herausfinden, wie stark die Spiritualität im Bereich Palliative Care in der Schweiz verbreitet ist», sagt er. Andererseits soll aufgezeigt werden, wie das Angebot professionell in Organisationen verankert werden kann. Denn: Nur wenn Spiritual Care systematisch integriert wird, kann sich die Kultur der Institution weiterentwickeln.

Mehrwert für alle

Bereits jetzt ist klar, dass es dazu spezialisiertes Fachwissen und Arbeitsinstrumente braucht. «Professionelle Seelsorgerinnen und Seelsorger sollten verbindlich in die Zusammenarbeit eingebunden werden», gibt Pascal Möсли zu bedenken. In vielen Fällen bewähre sich die Zusammenarbeit mit lokalen Pfarrpersonen aus den Kirchgemeinden, wie das Beispiel Engelberg zeige. Auch die Weiterbildung von Mitarbeitenden ist ein wichtiger Bestandteil der interprofessionellen Spiritual Care. Diesem Aufwand stehe ein Gewinn gegenüber, führt der Experte aus: «Wir sind überzeugt, dass Spiritual Care allen Beteiligten einen Mehrwert bringt.» Zum einen seien es die Betroffenen selbst, zum anderen ihre Angehörigen, die bei Gesprächen und Ritualen einbezogen und dabei Unterstützung sowie Anerkennung erfahren würden. Auch Mitarbeitende profitieren: «Spiritual Care verleiht ihnen Kraft und Inspiration für den Beruf und stärkt die Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeit», so Pascal Möсли. Im Erlenhaus prägt die spirituelle Dimension längst die Kultur. Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen und Konfessionen teilen ihren Alltag. An diesem Ort will man dem Leben seinen Lauf lassen. Das grosse Ganze ist allgegenwärtig. Wer darüber sprechen möchte, stösst auf Offenheit. Wer dazu schweigt, ist gleichwertig. Denn das höchste Gebot von Spiritual Care ist die Freiwilligkeit. ■

Broschüre bestellen und weitere Informationen: Pascal Möсли
contact@pascalmoesli.ch

Hilfe zur Selbsthilfe – auch bei der psychischen Gesundheit

Wissen aneignen und Probleme in die eigenen Hände nehmen: Dies ist der Kern der «Hilfe zur Selbsthilfe», unter deren Motto der «Tag der Kranken» vom 2. März 2025 steht. Gerade auch bei der psychischen Gesundheit spielt die Selbsthilfe eine wichtige Rolle. Dies zeigen unter anderem die App Sero, das Label «selbsthilfefreundlich» für Gesundheitsinstitutionen sowie das Ensa-Kursprogramm.

Von Nicole Fivaz*

Das Themenspektrum der Selbsthilfe ist riesig. Der Tag der Kranken 2025 zu diesem Thema fokussiert auf Beeinträchtigungen sowie auf physische und psychische Erkrankungen. Selbsthilfe bezieht sich sowohl auf den Umgang mit diesen Erkrankungen als auch auf Präventionsaspekte. Ihre Vorteile erkennen gleichermassen Fachpersonen wie Betroffene als Expertinnen und Experten aus Erfahrung.

Hilfe zur Selbsthilfe spielt gerade auch bei der psychischen Gesundheit eine wichtige Rolle. Dies zeigen unter anderem die drei folgenden Initiativen: Die App Sero, das Label «selbsthilfefreundlich» für Gesundheitsinstitutionen sowie das Ensa-Kursprogramm. Eine zentrale Botschaft des diesjährigen Mottos zum Tag der Kranken ist es, die Menschen wissen zu lassen, dass es diverse Selbsthilfeangebote gibt und

es die Hemmschwelle für den Erstkontakt zu überwinden gilt. Wir wollen Betroffene, aber auch Angehörige ermutigen, den Austausch zu suchen und entsprechende Angebote in Anspruch zu nehmen, sei es im Einzelsetting, in der Gruppe oder online.

Eine App, entwickelt mit Betroffenen

Die Luzerner Psychiatrie AG (Lups) hat zusammen mit Betroffenen, Angehörigen und Fachpersonen eine App entwickelt, um Menschen mit psychischen Belastungen aller Altersstufen zu erreichen. Die Selbstmanagement-App Sero ist kostenlos und in den Sprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch erhältlich. Sie ist eine von vier Massnahmen eines breit angelegten Programms zur Suizidprävention. Es sei erfreulich, wie viele Leute die App

bereits heruntergeladen hätten und wie viele Menschen und Organisationen sie nutzen würden, erklärt Martin Fluder, Leiter Pflege und Mitglied der Geschäftsleitung. Die App wird unterdessen nicht nur in der Lups eingesetzt, auch Partner-Institutionen wie zum Beispiel Spitex-Organisationen verwenden sie in der Zusammenarbeit mit ihren Patientinnen und Patienten.

Wie eine Institution selbsthilfefreundlich wird

Das Konzept «selbsthilfefreundliches Spital» hat seinen Ursprung in Deutschland, das bei diesem Thema etwas weiter ist. Aufgrund seiner Wirksamkeit wurde dieses auch in der Schweiz eingeführt. «Die Akzeptanz wächst hierzulande, und es gibt neben den Spitälern auch ambulante Organisationen, die mitmachen», erklärt Manuela →

Eder, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Die Kooperationen mit diesen seien wichtig, um einen Draht zu Fachpersonen zu haben sowie um Angebote bei den Patientinnen und Patienten bekanntzumachen.

Für mitmachende Gesundheitsorganisationen sei umgekehrt die Sicht der Patientinnen und Patienten wertvoll, unter anderem um Informationen auf Verständlichkeit zu prüfen. Man erhalte zudem als Fachperson ein Gespür, was es heisse, mit einer Krankheit den Alltag zu meistern. Derzeit dürfen sich 23 Betriebe als «selbsthilfefreundlich» bezeichnen. Weitere 48 sind auf dem Weg dazu. Seit Mai 2024 darf sich die Lups das Label ebenfalls auf die Fahne schreiben, erklärt Martin Fluder, der sich sehr dafür eingesetzt hat. Patientinnen und Patienten melden immer wieder zurück, dass sie während ihrer stationären Behandlung am meisten vom Austausch mit anderen Betroffenen profitiert haben.

Zudem ist für Martin Fluder die Selbsthilfe wertvoll als Brückenangebot und Unterstützung, wenn es Wartefristen gibt. Sie ersetzt aber keine Therapie bei einer Fachperson. Wartezeiten sind derzeit gerade bei Kindern und Jugendlichen der Fall. In der Lups wird die Selbsthilfe sehr breit verstanden. So wird sie beispielsweise berücksichtigt bei der Entwicklung von neuen Angeboten, um die Meinung der Betroffenen abzuholen. Allerdings sei diese kein Selbstläufer. Es gelte, den betreuenden Fachpersonen immer wieder die Recovery-Haltung und die Selbsthilfeangebote in Erinnerung zu rufen, zu denen in der Luzerner Psychiatrie auch eigene Peer-Mitarbeitende gehören.

Psychische Probleme erkennen dank «Ensa»

«Wir können in unserem Umfeld helfen, wenn wir lernen, psychische Schwierigkeiten früh zu erkennen, zu identifizieren und anzusprechen. Mit dem Ensa-Kursprogramm schulen wir die Gesellschaft, damit sie sich selbst helfen kann.» Dies erklärt Expertin Dalit Jäckel-Lang von Pro Mente Sana,

TAG DER KRANKEN

Der «Tag der Kranken» ist ein gemeinnütziger Verein, der 1939 gegründet wurde. Die 40 Mitglieder des Vereins sind sowohl Patientenorganisationen als auch Gesundheitsligen, Fachverbände wie Artiset, die Schweizerische Konferenz der kantonalen Gesundheitsdirektorinnen und -direktoren (GDK) und andere im Gesundheitswesen tätige Vereinigungen und Verbände. Der «Tag der Kranken» sensibilisiert die Bevölkerung einmal pro Jahr zu einem besonderen Thema aus dem Bereich Gesundheit und Krankheit. Er will dazu beitragen, Beziehungen zwischen Kranken und Gesunden zu fördern, Verständnis für die Bedürfnisse der Kranken zu schaffen und an die Pflichten der Gesunden gegenüber kranken Menschen zu erinnern. Zudem setzt er sich für die Anerkennung der Tätigkeiten all jener ein, die sich beruflich und privat für Patientinnen und Patienten sowie für Kranke engagieren.

Infos unter:
→ tagderkranken.ch

der Lizenznehmerin von Mental Health First Aid. Das Wort «Ensa» kommt aus einer der Sprachen der australischen Ureinwohner und bedeutet «Antwort». Entwickelt worden ist das Erste-Hilfe-Programm für psychische Gesundheit denn auch in Australien.

Jeder und jede Einzelne könne, so Dalit Jäckel-Lang, als Laie etwas tun, um bei psychischen Schwierigkeiten Erste Hilfe zu leisten. Dies ersetze nicht die professionelle Hilfe, aber es unterstütze die Früherkennung, wenn alle wachsam durch den Alltag gehen. Es sei wissenschaftlich erwiesen, dass dank den Erste-Hilfe-Kursen für psychische Gesundheit das Grundwissen zu psychischen Erkrankungen steige.

Durch die Erste-Hilfe-Kurse nehme das Vertrauen der Kursteilnehmenden in sich selbst zu, Betroffenen zu helfen. Weiter habe man eine reduzierte Stigmatisierung von Personen mit psychischen Belastungen festgestellt, was einem Empowerment der Einzelpersonen gleichkomme. Neben dem Kurs zum

zertifizierten Ersthelfer oder der zertifizierten Ersthelferin, den in der Schweiz über 20000 Personen absolviert haben, gebe es auch eine abgespeckte Version für Führungskräfte.

Neu angeboten werden auch spezielle Kurse für Teenager in einem geschlossenen Rahmen, zum Beispiel für eine Schulklasse oder eine Pfadigruppe.

Rollenspiele zu häufigen Erkrankungen

Die Kursinhalte sind vergleichbar mit dem bekannten Nothelferkurs. Im Vordergrund steht nicht die Theorie, sondern die Praxis. Dies mithilfe von Rollenspielen zu den häufigsten Erkrankungen. Neben dem Ansprechen des Problems und der Vermittlung professioneller Hilfe geht es auch darum, bei sich und der betroffenen Person Ressourcen zu aktivieren, also im Sinne der Selbstsorge Dinge zu finden, die in schwierigen Situationen guttun.

Die Teilnehmenden spielen abwechselnd Betroffene und Ersthelfende. Das Wichtigste ist gemäss Dalit Jäckel-Lang, Berührungspunkte abzubauen, gerade wenn es darum geht, Suizidgedanken anzusprechen. «Mein Wunsch ist, dass sich alle getrauen, zu reagieren, wenn sie etwas wahrnehmen, denn die meisten Menschen sind erleichtert, wenn sie angesprochen werden.» Wichtig dabei sei, offen zu sprechen und – auch wenn dies manchmal schwerfällt – zu versuchen, nicht zu werten.

Eine mögliche Einstiegsfrage könne lauten, wie es der betreffenden Person denn wirklich gehe. Dann lasse sich das Gespräch fortführen mit der Aussage, dass man sich Sorgen mache, weil man verschiedene Dinge beobachtet habe. Dies sollte man dann auch konkret benennen. Oft äusserten sich psychische Belastungen nämlich in Verhaltensänderungen oder körperlichen Symptomen, die jeder und jede im Umfeld wahrnehmen könne. ■

*Nicole Fivaz ist Leiterin Geschäftsstelle Tag der Kranken

Glaubwürdiger Händler spezieller Hilfsmittel

Der Firmeninhaber Fabian Neubauer handelt mit Kuscheltieren und diversen Hilfsmitteln. Er will Menschen mit Behinderung oder auch Menschen im Alter Momente der Geborgenheit vermitteln oder ihnen dabei helfen, im Alltag zurechtzukommen. Aufgrund der Cerebralparese seit Geburt in der Bewegung beeinträchtigt, hat er allen Hindernissen zum Trotz ein Studium absolviert und danach den Weg in die Selbstständigkeit gewählt.

Von Christian Bernhart (Text und Foto)

Es war in seiner frühen Kindheit vor 40 Jahren, als Fabian Neubauer noch kein Aussenseiter war, obschon er schon damals anders war. Dies, weil er sich langsamer, unkoordinierter bewegte und weil er das, was er meinte, nur unklar ausdrücken konnte. Daran störte sich aber niemand damals in Egg, er war gerade mal vier Jahre alt. «Wir wohnten am Waldrand, wo mein Bruder und ich mit den Nachbarskindern spielten, schlittelten und auch Bäche stauten.» Fabian Neubauer war in Spiel und Alltag integriert.

In seiner Dachwohnung in Zürich erinnert er sich an diese unbeschwerte Zeit und rollt das schwierige Leben danach im Zeitraffer auf, bis zur heutigen Zeit, die sich ihm nun so präsentiert: «Ich habe einen Freundeskreis, eine Familie, auf die ich mich verlassen kann; ich bin unabhängig, kann auf Reisen gehen Und ich habe meine eigene Firma.»

Kuscheltiere für Geborgenheit

Mit seiner Firma, die auf Kuscheltiere für demente und kognitiv eingeschränkte Personen sowie auf Alltagshilfsmittel für bewegungsbehinderte Menschen spezialisiert ist, stiftet er Geborgenheit und Unterstützung in rund 60 Institutionen der deutschen Schweiz. Er fördert damit Lebensqualität, auf die er während Jahrzehnten nur eingeschränkt zählen konnte.

Eingeschränkt nicht so sehr wegen seiner reduzierten Beweglichkeit: Geschickt und routiniert bedient er beispielsweise die Espresso-Maschine, um den Kaffee zum Gespräch zu servieren. Nicht wegen seines rechten Beins, das er beim Gehen hinkend nachzieht, oder des rechten Arms und der rechten Hand, die er nicht kraftvoll einsetzen kann. Wie er beim Kaffee seine Erfahrungen während der Schul- und Jugendzeit ohne anklägerischen Ton ausführt, habe sich →

seine Lebensqualität stets in dem Mass vermindert, wie sich die Menschen im erweiterten schulischen Umfeld von ihm abgrenzten, ihm aus dem Weg gingen und sich über ihn lustig machten.

Spiessrutenlauf in der Sek

In der Sekundarschule artete es zum Spiessrutenlauf aus: Mobbing in der ersten Sekundarschule, weshalb er fürs zweite Jahr nach Zürich an die Katholische Schule wechselte. Hier sei es noch katastrophaler gewesen, sodass er für die dritte Sek nach Wetzikon ins Zürcher Oberland zurückkehrte. Doch die Lehrpersonen vermochten die Akzeptanz bei den Mitschülern nicht zu erhöhen, worauf sich ein Lehrer für den Wechsel ans Gymi an der Minerva-Tagesschule in Zürich einsetzte. Dort könne man besser auf seine Situation eingehen. Er machte eine andere Erfahrung: «Hier wurde ich zu Beginn stark gemobbt und erhielt den Übernamen Fongo, von Mongo Fongo, dem eintönigen Hip-Hop-Song von Micromull. So sehr, dass ich mittags alleine essen ging.»

War in der Sekundarschule ein Wechsel möglich, so musste er nun die Gymnasiumzeit mit Latein und dem Abschluss der eidgenössischen Matura ohne Erfahrungsnoten durchstehen. Starker Wille, aber auch die uneingeschränkte Un-



Fabian Neubauer vertreibt mittels seiner eigenen Firma neben Hilfsmitteln unterschiedlicher Art auch Kuscheltiere.

Nach vielen bitteren Erfahrungen kann Fabian Neubauer heute sagen: «Ich habe einen guten Freundeskreis, eine Familie, auf die ich mich verlassen kann; ich bin unabhängig und habe meine eigene Firma.»

terstützung der Eltern, die ihm und seinem Bruder in den Ferien erlebnisreiche Reisen in die Kulturstädte Europas ermöglichten, halfen. Mit seinem Vater besuchte er Kulturmes- sen in St. Petersburg, London, Frankreich und Italien. An diesen Stätten erlebte er eine andere Welt, während jene in der Schweiz für ihn vor allem aus Hindernissen und gesellschaftlichen Barrieren bestand.

In der Schweiz träumen von London

Rat und Unterstützung fand er auch bei der bekannten Zürcher Heilpädagogin und Berufsberaterin Verena Flubacher,

die ihm ein Studium in London empfahl, wo er schliesslich an der Kingston-Universität internationale Beziehungen studierte und am University College of London die Masterarbeit über den Einfluss Chinas in Afrikas Subsahara bei der Ausbeutung der Bodenschätze in Sambia schrieb. Spricht Neubauer über seine Zeit in London mit intensiven Kontakten zu Mitstudierenden verschiedenster Länder, so hellt sich sein Gesicht auf: «Ich muss sagen, die Unterstützung, die ich in London erhielt, davon kann ich in der Schweiz nur träumen.» Dass er in London, wo er erstmals allein lebte, so viel Sympathie erfuhr, schreibt er dem Erbe des letzten Weltkriegs zu. Damals habe die Bevölkerung gelernt, für ihre Kriegsverwundeten einzustehen. Er erlebte in London eine Toleranz, zu der die unterschiedlichen Menschen aus dem ehemaligen Commonwealth beitragen.

Derart gut gewappnet, hoffte er, mit 32 den Eintritt in den allgemeinen Arbeitsmarkt zu finden, zumal er beim Bund verschiedene interne Dienste absolviert hatte, so im Konsulat in Schanghai oder bei der Schweizer Mission für die EU in Brüssel. «Ich habe bei jeder seiner Bewerbungen mitgefiebert», sagt Berufsberaterin Flubacher. Doch auf 80 Bewerbungen folgten 80 Absagen, nur zweimal konnte er sich vorstellen, für eine Doktorandenstelle in Zürich und einen Job in einem Thinktank in London. Absage um Absage.



Neubauer lässt seinem Gemüt erstmals etwas freien Lauf, lacht gereizt kurz auf und sagt: «So etwas ist wirklich sehr deprimierend.»

Wachsender Kundenkreis

In intensiven Gesprächen mit Berufsberaterin Flubacher, reifte die Idee, sich selbstständig zu machen und einen Vertrieb für Unterstützungshilfen aufzubauen, die in der Schweiz nicht erhältlich sind. Seine positiven Erfahrungen im Ausland erleichterten ihm die Akquirierung an internationalen Messen. Nach Besuchen, wie der Rehacare-Messe in Düsseldorf, der grössten Europas, aber auch von Messen in Japan, folgte der sorgfältige Aufbau der Website seiner Firma Posso.

Sein Leben als Händler von Alltagshilfen, die er in Institutionen für Menschen mit Behinderung und in Alters- und Pflegeheimen vorstellte, begann. Er wusste dabei nicht, ob er auf diesem Markt bestehen wird. Heute sagt er: «Ich bin positiv überrascht, ich habe immer mehr Kunden, und der Umsatz steigt.» Zu den 60 Institutionen in der deutschen Schweiz sollen dieses Jahr mit dem Website-Auftritt auf Französisch auch Institutionen in der Romandie gewonnen werden. Was ihn auf diesem Gebiet erfolgreich werden liess, ist seine Glaubwürdigkeit als Mensch mit Behinderung und

auch, dass Betroffene die Möglichkeit haben, sein Angebot ohne Kaufzwang zuerst eine Woche zu testen.

Roboterkatze sorgt für Erinnerungen

Die Alltagshilfen vereinfachen etwa das Binden der Schuhe, das Schälen von Gemüse und Obst sowie das Öffnen von Flaschen. Ein spezieller Wasserkocher erleichtert das Ausgießen des Wassers. Darüber hinaus erfreuen sich Kuscheltiere einer grosser Nachfrage, insbesondere die Roboterkatze, die miauend Aufmerksamkeit fordert und beim Streicheln behaglich schnurrt. Damit stiess er zwar auch schon auf Unverständnis. «Herr Neubauer, wollen Sie mit dieser Katze unsere dementen Personen veräppeln?», lautete die rhetorische Frage einer Heimleiterin. Nur Positives ist hingegen von Sandra Häfeli zu hören, Leiterin der Stiftung Loogarten in Esslingen ZH. Sie erzählt von einer demenzkranken Bewohnerin, die mit ihrer Katze ins Heim kam und nach deren Tod untröstlich war, bis sie die Roboterkatze erhielt und sich nun nicht mehr von dieser trennen mag. Eine andere Frau, so Häfeli, meinte: «Ich weiss, dass das eine Roboterkatze ist, aber sie ruft in mir Erinnerungen wach.» In jeder Abteilung hat nun im Loogarten eine Roboterkatze Eingang gefunden, neben echten Katzen, denen aber die Bedürfnisse der Betagten oft egal sind.

Sein von Rückschlägen, aber auch einigen Höhepunkten geprägtes Leben sowie das sorgfältige Planen seines Angebots haben Neubauer beim Schritt in die Selbstständigkeit geholfen. Seine vielfältigen Lebenserfahrungen haben einen abwägenden, freundlichen Auftritt zur Folge. Mittels kontinuierlicher Physiotherapie und Therapieschwimmen versucht er seine Grundmobilität zu erhalten, wissend, dass sich seine Behinderung nicht kaschieren lässt. Die abweisenden Reaktionen, die er deswegen erfährt, erklärt er sich heute so: «Das ist für viele ein Selbstschutz, um sich abzugrenzen.» Damit das Verständnis für Menschen mit Behinderung wächst, ist er im Vorstand von Cerebral Zürich und dem Verein Transition 1525 tätig. Dieser Verein unterstützt chronisch kranke Jugendliche und solche mit Behinderung nach Erreichen der Volljährigkeit bei ihrem Wechsel in die Erwachsenenmedizin.

Vorsichtig abwägend, aber auch neugierig und interessiert: Diese Offenheit lässt Fabian Neubauer jünger aussehen. Darauf angesprochen, sagt er schalkhaft: «Im Kopf bin ich noch 21 Jahre alt.» Und in diesem Moment stellt man sich vor, wie er mit den anderen Kindern unbeschwert am Waldrand von Egg herumtobt, spielt, Bäche staut und schlittelt. ■

INFOS ZUM ONLINE-SHOP FÜR HILFSMITTEL:

→ myposso.ch

«Jedes Team muss seinen eigenen Weg gehen»

Agile Formen der Zusammenarbeit haben in den letzten Jahren auch in Organisationen des Sozial- und Gesundheitsbereichs Einzug gehalten. Drei Mitglieder des Netzwerks agil.works, die seit vielen Jahren Betriebe bei ihrem agilen Transformationsprozess begleiten, erläutern in einem von ihnen selbst moderierten Gespräch Stolpersteine sowie Chancen auf dem Weg zur Selbstorganisation.

Von Ruth Kulcsar Meienberger, Andrea Reinelt, Felix Helg*

In einer agilen Organisation gibt es flache Hierarchien, interdisziplinäre Teams, und die Entscheidungsprozesse sind oft dezentralisiert. Zu den wichtigen Merkmalen gehört die Förderung der Selbstorganisation. Ziel agiler Zusammenarbeit ist es, eine hohe Reaktionsgeschwindigkeit und Innovationsfähigkeit zu erreichen und damit den Bedürfnissen der Kundinnen und Kunden oder von Klientinnen und Klienten rascher und besser zu entsprechen. Ein attraktives Konzept, das aber nicht ganz einfach umzusetzen ist.

Bereits vor knapp zehn Jahren haben Ruth Kulcsar Meienberger und Felix Helg, die beide in der Organisationsberatung und im Change Management tätig sind, das Netzwerk agil.works gegründet. Dieses pflegt den fachlichen Austausch und die theoretische Vertiefung zu allen Fragen rund um Selbstorganisation und agile Transformation. Das Netzwerk setzt sich zusammen aus Expertinnen und Expertinnen, die agile Prozesse in Betrieben unterschiedlicher Branchen begleiten. Ruth Kulcsar Meienberger und Felix Helg haben beide breite Erfahrung im Sozial- und



«Oft erschrecken Organisationen darüber, wie viele Ressourcen es braucht. Sie haben gedacht, es gehe einfacher und schlanker.»

Ruth Kulcsar Meienberger

Gesundheitsbereich. Dies trifft auch auf Andrea Reinelt zu, die als Mitglied der Geschäftsleitung HR die Transformation des Betriebs Limmat der Spitex Zürich in die Selbstorganisation mit konzipiert und mit umgesetzt hat.

Das Netzwerk hat im November eine Tagung mit dem Titel «Shit Happens» durchgeführt. Dabei ging es insbesondere darum, Stolpersteine zu identifizieren, die sich Organisationen auf ihrem Weg zur Selbstorganisation, zur

agilen Transformation stellen. Die Teilnehmenden berichteten von Tops und vor allem Flops rund ums Thema Selbstorganisation und vertieften ihre Erfahrungen in Workshops.

Im Nachgang zur Tagung haben sich Ruth Kulcsar Meienberger, Andrea Reinelt und Felix Helg zu einem bilanzierenden Gespräch getroffen, das hier in komprimierter Form wiedergegeben wird. Die Ausgangsfrage lautete: Welches waren wichtige Erfahrungen, die ihr selbst bei der Begleitung von Transformationen hin zu mehr Agilität und Selbstorganisation gemacht habt?

Unsicherheiten aushalten

Andrea Reinelt: Eine grundsätzliche Herausforderung in einem solchen Transformationsprozess ist die Planbarkeit. Man kann zwar gewisse Parameter definieren, aber auf dem Weg tauchen dann neue Themen auf, mit denen man nicht gerechnet hat. Dann braucht es Mut zu sagen: Wir probieren etwas Neues aus und schauen, was daraus entsteht. Es ist eine Kunst, diese Unsicherheit auszuhalten und trotzdem Zuversicht auszustrahlen.

Ruth Kulcsar Meienberger: Ja, das benötigt Zeit. Oft sind Organisationen erschrocken darüber, wie viel Ressourcen das braucht. Sie haben gedacht, es gehe einfacher und schlanker.

Felix Helg: Die Mitarbeitenden müssen ja Erfahrungen machen. Dazu gehören auch Misserfolge, aus denen sie lernen können. Gleichzeitig sollte ein Misserfolg nicht so negativ sein, dass die Beteiligten dadurch entmutigt werden. Man muss sich ständig die Frage stellen: Wann greife ich ein, und wann lasse ich die Entwicklung laufen?

Reinelt: Das war bei der Spitex ein großes Thema. Am Anfang waren wir zurückhaltend mit Eingriffen. Die Erfahrung hat dann aber gezeigt, dass man auch mal früher Stopp sagen muss. Zum Beispiel bei der Auslastung. Ab wann wird es kritisch? Und was machen wir dann? Das Management hat schliesslich ein Frühwarnsystem mit verschiedenen Stufen eingeführt. Wenn das als nötig erachtet wurde, hat es

konkrete Massnahmen von den Teams eingefordert oder im extremsten Fall auch selber eingegriffen.

Helg: Die Einhaltung des Zeitbudgets stellt eine Mehrbelastung dar. Das Erarbeiten von Konzepten, die Schulung der neuen Abläufe, das alles braucht Zeit. Gleichzeitig muss die Organisation ihren Kernauftrag erledigen. Dann sammelt sich Überzeit an. Diese betriebswirtschaftlichen Themen sind nicht zu unterschätzen.

Mitarbeitende einführen

Helg: Ein weiteres wichtiges Thema ist das Onboarding. Mitarbeitende müssen gut in die Selbstorganisation eingeführt werden, damit sie die Grundhaltung verstehen. Wenn man aus einer hierarchisch strukturierten Organisation kommt, vermisst man manchmal die Sicherheit, den Rückhalt einer Vorgesetzten. Man trägt plötzlich mehr Verantwortung, und das ist nicht immer einfach.

Kulcsar Meienberger: Hinzu kommt, dass in den einzelnen Teams unterschiedliche Kulturen mit anderen Anforderungen an die Selbstorganisation

herrschen. «One size fits all» funktioniert dann nicht, sondern jedes Team muss seinen eigenen Weg gehen.

Reinelt: Für viele neue Mitarbeitende ist es eine Überraschung, dass Selbstorganisation nicht Laissez-faire bedeutet. Im Gegenteil, es ist Verantwortungsübernahme und Kompromissbereitschaft gefordert.

Helg: Neben all den Schwierigkeiten, die auftreten können, möchte ich an dieser Stelle aber auch erwähnen, dass diese Transformation oft eine Begeisterung bei den Beteiligten auslöst. Die Mitarbeitenden identifizieren sich stark mit dem, was sie tun. Das macht ihnen viel Freude. Das finde ich ganz toll.

Kulcsar Meienberger: Ich erinnere mich an ein Team, in dem die jungen Leute gedacht haben, dass sie eine gefühlte Ewigkeit in ihren Positionen verharren werden. Und dann gab es plötzlich viel Gestaltungsraum. Sie konnten Rollen übernehmen, zum Beispiel Mitarbeitende gewinnen oder Quali-Gespräche führen und vieles mehr. Sie waren unglaublich glücklich über diese Möglichkeit. →



«Wenn man aus einer hierarchisch strukturierten Organisation kommt, vermisst man manchmal die Sicherheit, den Rückhalt einer Vorgesetzten.»

Felix Helg



**«Es braucht Werkzeuge,
wie man Feedback richtig gibt.
Dazu gehören auch eine
gute Fehlerkultur und die
Haltung, dass Fehler als
Lernchancen gesehen werden.»**

Andrea Reinelt

Reinelt: Mit der Zeit gewinnen die Mitglieder in den Teams viel Selbstvertrauen. So haben sie sich getraut, der CEO zu widersprechen und eigene Lösungsvorschläge einzubringen – das war schön zu beobachten.

Gute Feedbackkultur

Helg: Eine wichtige Herausforderung auf dem Weg zu mehr Agilität ist das Etablieren einer guten Feedbackkultur. Dass die Mitarbeitenden sich getrauen, zu sagen, wenn sie irritiert sind oder wenn sie mit einem Vorgehen nicht einverstanden sind. Das braucht eine gewisse persönliche Reife - und gleichzeitig ist es unabdingbar für die Entwicklung der Organisation.

Reinelt: Ja, das ist anspruchsvoll. Es braucht dazu Werkzeuge, wie man Feedback richtig gibt. Dazu gehören auch eine gute Fehlerkultur und die Haltung, dass Fehler als Lernchancen gesehen werden. Darüber haben wir ja an unserer Tagung viel diskutiert.

Helg: Genau. Zu diesem Thema gehört auch die persönliche Arbeitsorganisation. In einem hierarchischen Modell

gibt es eine vorgesetzte Stelle, die unterstützt und einfordert, dass Regeln und Abmachungen eingehalten werden. In selbstorganisierten Organisationen braucht es eine hohe intrinsische Motivation und Zuverlässigkeit. Das ist nicht für alle Menschen einfach. Gerade jüngere Mitarbeitende tun sich manchmal schwer damit.

Kulcsar Meienberger: Wenn das aber gelingt, ist das eine sehr glaubwürdige Botschaft für ein selbstorganisiertes Arbeiten.

Reinelt: Ja, und auch hier helfen gute Strukturen und Abläufe, die den Mitarbeitenden Halt geben.

Aufgaben des oberen Managements

Helg: Ich möchte gerne noch ein anderes Thema in die Diskussion einbringen, das wir an unserer Tagung intensiv diskutiert haben, nämlich die Rolle des obersten Managements. Wenn die oberste Hierarchieebene nicht vorbehaltlos hinter der Transformation steht, kann das Ganze scheitern. Auch wenn die Führung wechselt, und die neue Führungscrew Zweifel

an der Selbstorganisation hat, kann es schnell vorbei sein mit der geplanten Transformation.

Reinelt: Ich habe das in unserer Spitex-Organisation erlebt. Es kam ein neues Management, und das wollte die Selbstorganisation wieder abschaffen. Aber unsere Mitarbeitenden haben das nicht einfach geschluckt. Sie sind für sich eingestanden und haben gesagt: «Nein, das wollen wir nicht. Wir finden Selbstorganisation grundsätzlich gut.» Das hat dann auch Wirkung gezeigt, indem schlussendlich eine Mischform entwickelt wurde, bei der mehr auf den Reifegrad der Teams geschaut wurde.

Transparente Kommunikation

Reinelt: Für mich ist ein weiterer Schlüsselfaktor die transparente Kommunikation. Das Management kommuniziert klar und gibt auch zu, wenn Fehler passieren. Oder es sagt, hey, wir wissen die Lösung auch nicht, aber wir entwickeln sie mit euch gemeinsam. Und auf der andern Seite melden sich die Teams und sagen, wenn sie Unterstützung benötigen oder wenn etwas nicht funktioniert. Diesen Austausch braucht es während der ganzen Transformation.

Kulcsar Meienberger: Zusammenfassend lässt sich also sagen: eine transparente Kommunikation, Eigenverantwortung bei den Mitarbeitenden, Hilfestellungen bei Konfliktsituationen und eine konstruktive Feedbackkultur sind zentrale Elemente für eine gelingende Transformation. ■

*Ruth Kulcsar Meienberger ist Beraterin für Qualitäts- und Prozessmanagement. Andrea Reinelt ist selbstständige Beraterin, unter anderem im Bereich agile Arbeitsformen und Human Resources Management. Felix Helg ist seit über 20 Jahren in der Organisationsberatung tätig und hat viele Teams und Organisationen auf dem Weg zur Selbstorganisation unterstützt. Sie sind alle drei über das Netzwerk agil.works (<https://agil.works>) verbunden.

In die Gesundheit des Gehirns investieren

Den Moment bewusst wahrnehmen, sich jeden Tag einer Herausforderung stellen oder körperliche Bewegung: Das hilft dabei, das Gehirn bis ins hohe Alter beweglich zu erhalten. Ein Spin-off der Uni Bern hat ein Programm entwickelt, das Alters- und Pflegeheime dabei unterstützt, Bewohnenden einen hirngesunden Lebensstil zu ermöglichen.

Von Barbara Studer und Hanna Üffing*

Auch mit zunehmendem Alter möchten wir geistig fit sein. Dabei ist es gut zu wissen, dass wir viel dafür tun können. Das Gehirn ist die zentrale Schaltstelle für sämtliche Prozesse und seine Gesundheit entscheidend für unser Wohlbefinden und unsere Lebensqualität. Es lohnt sich, in die Gehirngesundheit zu investieren, auch im hohen Alter. Die Forschung der letzten Jahre zeigt auf, dass das Gehirn über die ganze Lebensspanne hinweg veränderbar ist. Es ist nie zu spät, um gut oder noch besser für das Gehirn zu sorgen. Mit anderen Worten, jeder Schritt, jede Aktivierung und jeder Kontakt zählt und hinterlässt sofort Spuren im Kopf.

Ähnlich wie bei einem Strassennetzwerk gibt es im Gehirn viele Verbindungen zwischen den Neuronen, unseren Nervenzellen im Kopf. Es gibt verschiedene Arten von Strassen, von Feldwegen bis zu Autobahnen. Manche der Strassen sind besser ausgebaut und werden öfter genutzt, andere nur sehr sporadisch. Wo viel Verkehr herrscht, werden die Strassen ausgebaut und laufend verbessert. Wird ein Weg zu lange nicht genutzt, so verwildert er irgendwann und existiert als solcher gar nicht mehr.

Immer wieder neue Verbindungen aufbauen

Ganz ähnlich werden auch die Verbindungen im Gehirn ständig auf-, ab- und umgebaut. Hier gilt das Prinzip «Use it or lose it». Wenn wir unser Gehirn auf vielfältige Art und Weise fördern und offen für Neues sind, können Verbindungen aufgebaut und verstärkt werden. Zudem können wir die Produktion von neuen Nervenzellen und synaptischen Verbindungen im Kopf ankurbeln, indem wir uns viel bewegen und auch immer wieder mal ins Schwitzen kommen.

Bewegen wir uns aber wenig, verharren in Routinen und tun nur das, was wir schon kennen und können, werden weniger neue und vielfältige Verbindungen aufgebaut oder gestärkt und das Gehirn ist allgemein weniger flexibel.

Ein gut ausgebautes «Strassennetz» kann in dieser Analogie auch als die sogenannte kognitive Reserve verstanden werden. Die kognitive Reserve ist die Fähigkeit des Gehirns, trotz altersbedingten Veränderungen oder Schädigungen weiterhin effizient zu funktionieren. Geht eine Strasse kaputt, so kann sie umfahren werden. Wenn wir um diese Neuroplastizität, also die Anpassungsfähigkeit des Gehirns, wissen und um den Einfluss, den unser täglicher Lebensstil darauf hat, kann uns dies motivieren, aktiv in die Hirngesundheit zu investieren.

Gehirngesundheit ist ein Zusammenspiel vieler verschiedener Faktoren. Dazu gehört ein gesunder und aktiver Lebensstil. Wer sich jeden Tag eine Herausforderung sucht, hält das Gehirn beweglich und kann sich besser an neue Umstände anpassen. Solche Herausforderungen können in Gedächtnis- oder Kreativitätsübungen bestehen, im Erkunden neuer Spiele, dem Erlernen einer Sprache oder im Hören von Musik. Um dafür motiviert zu sein, ist es entscheidend, dass wir keine negativen Altersbilder im Kopf haben, wie zum Beispiel: «In meinem Alter muss ich nichts Neues mehr anfangen.»

Zusätzlich zu täglichen Herausforderungen ist auch die Achtsamkeit, also das bewusste Wahrnehmen des Moments, wie Balsam für unser Gehirn. Kleine Achtsamkeitsübungen können ganz einfach in den Alltag integriert werden: zum Beispiel beim Essen auf die Farben achten, an der Speise riechen und diese erst mal mit den Lippen berühren, bevor man isst. Oder: barfuss gehen und sich dabei auf die →



Soziale Beziehungen pflegen und neue Spiele lernen: Zwei Faktoren für ein gesundes Gehirn. Foto: Adobe Stock

Empfindungen konzentrieren. Bei solchen Übungen geht es darum, alle Sinneseindrücke wahrzunehmen und mit den Gedanken möglichst im Hier und Jetzt zu sein.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die körperliche Bewegung. Sie fördert nicht nur die Körpergesundheit, sondern auch den Stoffwechsel, die Durchblutung und die neuronale Aktivierung im Gehirn. Auch wenn körperliche Einschränkungen vorhanden sind, gibt es diverse Möglichkeiten, das Gehirn durch Bewegung zu fördern. Koordinationsübungen sind da ein sehr wirkungsvolles Mittel.

Ein Beispiel: Legen Sie die rechte Hand flach mittig auf den Brustkorb, strecken Sie den linken Arm waagrecht nach vorne – die Hand ist zu einer Faust geballt. Nun wechseln Sie die rechte Hand, also den Platz und die Haltung, mit der linken Faust. Das bedeutet, die linke Hand öffnet sich und legt sich auf den Brustkorb, während die rechte Hand sich zur Faust ballt und mit dem Arm nach vorne gestreckt wird. Diese Wechselübung wiederholen Sie etwa 10-mal in Ihrem eigenen Tempo, anschliessend beginnen Sie die Übung in umgekehrter Reihenfolge: erst die Faust auf den Brustkorb und die flache, ausgestreckte Hand nach vorne. Übungen wie diese fördern neue Verbindungen im Gehirn, es wird besser durchblutet und die beiden Hirnhälften werden besser vernetzt.

Unterstützung für Alters- und Pflegeheime

Natürlich spielen auch die Ernährung sowie ausreichende Flüssigkeitszufuhr eine wichtige Rolle für die Hirngesundheit. Die Forschung zeigt ausserdem, dass genügend Schlaf sowie tägliche soziale Kontakte von Bedeutung sind.

Gerade auch Alters- und Pflegeeinrichtungen stehen vor der Aufgabe, den Bewohnenden einen hirngesunden

Lebensstil zu ermöglichen. Dazu gehören ein abwechslungsreiches, forderndes Programm sowie die Stärkung positiver Altersbilder. Um Heime bei dieser Aufgabe zu unterstützen, hat die Hirncoach AG, ein Spin-off der Universität Bern, ein Programm entwickelt, welches das Aktivierungsangebot der Heime ergänzen kann. Das Programm wurde in Zusammenarbeit mit Aktivierungspersonal und Bewohnenden entwickelt und getestet. Die Inhalte beruhen auf aktuellen Erkenntnissen aus der Hirnforschung und wurden in Kooperation mit Schweizer Universitäten und Institutionen entwickelt und auf ihre Wirksamkeit getestet.

Das Programm «Résidence» bietet neben einem Manual mit Hintergrundwissen und Hinweisen für die durchführenden Personen auch vorbereitete Aktivierungseinheiten, die abwechslungsreiche Übungen zur Förderung der Hirngesundheit enthalten. Zudem gibt es monatlich ein Journal mit Inputs und Übungen für interessierte Bewohnende. Das Programm kann vom internen Personal selbstständig mit den Bewohnenden durchgeführt werden. Pro Jahr gibt es zudem zwei Online-Workshops zum Gehirn im Alter und aktuelle Erkenntnisse dazu für das Personal. ■

*Barbara Studer, Dr., ist Neurowissenschaftlerin sowie CEO der Hirncoach AG, einem Spin-off der Universität Bern; Hanna Üffing ist angehende Psychologin und Projektleiterin bei Hirncoach AG.

WEITERE INFORMATIONEN:

→ hirncoach.ch/residence

Wie der Umgang mit Suchtmitteln im Alterszentrum gelingen kann

Ein problematischer Konsum von Suchtmitteln oder eine Abhängigkeit können sich im dritten und vierten Lebensabschnitt akzentuieren. Das Alterszentrum Willisau LU hat in einer Zusammenarbeit mit dem Fachverband Sucht ein Konzept entwickelt zur «Früherkennung und Frühintervention bei älteren Menschen in einer Altersinstitution».

Von Olayemi Omodunbi und Kristien Menten*

Im Altersbereich gewinnt die Abhängigkeitsthematik zunehmend an Bedeutung. So ist bei den älteren Personen etwa der Anteil jener, die einen chronisch-risikoreichen Alkoholkonsum aufweisen oder täglich Schlaf- und Beruhigungsmittel einnehmen – teilweise auch in Kombination – deutlich höher als in jüngeren Altersgruppen. Auch die Versorgung älterer Menschen mit bereits bestehenden Abhängigkeiten

wird immer wichtiger: Aufgrund des demografischen Wandels nimmt die Anzahl Betroffener zu. Sie leiden oft frühzeitig an altersbedingten körperlichen Krankheiten und Beschwerden, häufig auch an psychiatrischen Erkrankungen, und sie sind auf Medikamente angewiesen. Diese Entwicklung stellt insbesondere Altersinstitutionen vor neue Herausforderungen, so auch das Alterszentrum Willisau.

Wenn eine Bewohnende plötzlich Aggressionen zeigt

Das Alterszentrum Willisau LU verfügt über zwei Standorte. Es ist ein Alters-, Wohn- und Pflegezentrum inklusive gerontopsychiatrischer Abteilung für betagte und pflegebedürftige Menschen und das Zuhause für bis zu 120 Menschen mit unterschiedlichen Bedürfnissen an Pflege und Betreuung. Das Alterszentrum Willisau ist – wie die grosse Mehrheit der Altersinstitutionen in der Schweiz – nicht spezifisch auf suchtbetroffene Personen spezialisiert. Trotzdem sind problematische Konsummuster und Abhängigkeiten auch hier ein Thema; denn eine Abhängigkeit ist kein Ausschlusskriterium für (neu eintretende) Bewohnende.

Ein Beispiel dafür ist die 77-jährige Petra Meister (Name geändert). Sie war lange Zeit selbständig und gerne unterwegs. Früher noch mit dem eigenen Auto, wobei sie ihren Führerschein auch schon wegen Alkohol am Steuer abgeben musste. Seit sechs Jahren lebt sie im Alterszentrum Willisau, wo sie sich gut zurechtfindet. Vor einigen →

WEBINAR-ANGEBOT

Der Fachverband Sucht bietet 2025 zwei Webinare an. Thematisiert werden zwei Produkte, die in den letzten Jahren entstanden sind:

- Webinar I: 26. März 2025
«Berufsethischer Leitfaden zum Umgang mit älteren Menschen mit einer Abhängigkeit»
- Webinar II: 21. Mai 2025
Konzept «Früherkennung und Frühintervention bei älteren Menschen in einer Altersinstitution»

Anmeldung:





Fasnacht im Alterszentrum Willisau: Gegen den Genuss von Alkohol ist nichts einzuwenden. Es ist aber wichtig, hinzuschauen, wenn der Konsum ein problematisches Ausmass annimmt. Foto: Alterszentrum Willisau

Monaten häuften sich jedoch die Verhaltensauffälligkeiten: unangebrachte Kommentare, Aggressionen gegenüber Mitarbeitenden und anderen Bewohnenden. Dies war insbesondere der Fall, wenn Alkohol im Spiel war oder ihr jemand zu nahe kam.

Zusammenarbeit von verschiedenen Professionen

Da die Versorgung älterer Menschen mit einem problematischen Konsum oder einer Abhängigkeit ein wichtiges Thema ist, das Akteure aus dem Sucht- und Altersbereich vor Herausforderungen stellt, hat sich der Fachverband Sucht diesem angenommen. 2022 begab er sich auf die Suche nach einem Alterszentrum, das an der Erarbeitung eines Konzepts zum Umgang mit älteren Menschen mit einer Abhängigkeit interessiert ist. Ziel war es, ein Konzept zu erarbeiten, das sowohl dem involvierten Alterszentrum als auch anderen Institutionen dient. Als das Alterszentrum Willisau vom Fachverband Sucht

angefragt wurde, sagte dieses sofort zu. Bei den Mitarbeitenden des Alterszentrums herrschte zwar stets ein Bewusstsein für die Thematik, gleichzeitig existierten aber auch Unsicherheiten den Umgang betreffend. «Mir ist es ein Anliegen, agieren zu können und nicht reagieren zu müssen. In der Projektmitarbeit sah ich grosses Potenzial», so Kristien Menten, Leitung Betreuung und Pflege vom Alterszentrum Willisau.

Für das Vorhaben im Alterszentrum Willisau wurde eine Arbeitsgruppe von Fachpersonen aus verschiedenen Professionen und Organisationen gegründet. Sowohl Mitarbeitende unterschiedlicher Teams des Alterszentrums Willisau (Zentrumsleitung, Pflege, Sozialpädagogik, Aktivierung, Hotellerie) wie auch externe Fachpersonen aus der Suchthilfe, der Hausarztmedizin und der Alterspsychiatrie waren Teil der Arbeitsgruppe. Sie trafen sich im Sommer und Herbst 2022 zu drei Workshops. Innerhalb dieser wurde gemeinsam festgehalten, wie der Um-

gang mit Genuss, risikoreichem Konsum und Abhängigkeiten bei Bewohnenden des Alterszentrum Willisau aktuell gehandhabt wird und wie er in Zukunft ausschauen soll.

Konzept zur Früherkennung und Frühintervention

Die Arbeitsgruppe entschied sich, sich auf den Ansatz der Früherkennung und Frühintervention zu fokussieren. Ziel dieses Ansatzes ist es, Menschen ein gesundes und förderndes Umfeld zu schaffen, allfällige Probleme früh zu erkennen, sie mit den passenden Angeboten zu begleiten und so eine positive Entwicklung zu unterstützen. Innerhalb des Projektes mit dem Alterszentrum Willisau ging es insbesondere darum, die Rahmenbedingungen, etwa die interne und externe Zusammenarbeit, zu verbessern, sodass ein problematischer Konsum von Substanzen wie Alkohol oder eine problematische Verhaltensweise frühzeitig erkannt werden können und angemessen darauf reagiert werden



kann. Gute Rahmenbedingungen bilden die Grundlage dafür, dass eine erfolgreiche Früherkennung und Frühintervention möglich sind.

In den drei Workshops wurde zuerst der Bedarf erhoben. Anschliessend dienten konkrete Fallbeispiele dazu, zu ermitteln, wo es innerhalb des Alterszentrums den Wunsch nach Veränderungen im Umgang mit den Bewohnenden und deren Konsumverhalten gibt. Schliesslich wurde eine Ist-Soll-Analyse der Rahmenbedingungen gemacht. Daraus ergab sich eine Art Richtplan mit Massnahmen, die das Alterszentrum in Angriff nehmen wollte.

Aus der Zusammenarbeit entstand das Konzept «Früherkennung und Frühintervention bei älteren Menschen in einer Altersinstitution». Viele der Herausforderungen, denen Mitarbeitende in Alterszentren in ihrem beruflichen Alltag begegnen, lassen sich nicht von heute auf morgen lösen. Das Konzept setzt hier an. Es soll Mitarbeitenden und Führungspersonen einer

Pflege- oder Altersinstitution einen Anstoss zur Veränderung der beeinflussbaren Faktoren geben. Das Konzept ist eine praktische Handreichung für Altersinstitutionen, um positive Veränderungen innerhalb des Möglichen anzugehen.

Wo steht das Alterszentrum Willisau heute?

Seit der Erarbeitung des Konzeptes sind inzwischen mehr als zwei Jahre vergangen. Bisher konnte das Alterszentrum Willisau bereits verschiedene Massnahmen basierend auf dem Konzept in die Tat umsetzen.

So konnte auch für Petra Meister eine Lösung gefunden werden. Die Mitarbeitenden des Alterszentrums Willisau reagierten mit einer Fallbesprechung, an der individuelle Lösungsansätze bestimmt wurden; etwa wie viel Wein pro Mahlzeit und Tag abgegeben wird oder eine neue Sitzordnung während des Essens. Auch Tipps zum Umgang mit Petra Meister, etwa ihr im Lift Platz lassen, und die Einführung von gemeinsam mit ihr vereinbarten Warnungen im Fall von Verstössen gegen die Umgangsregeln wurden festgehalten. Dies mit dem Ziel, eine angenehme Atmosphäre für alle zu schaffen.

Auch auf der übergeordneten Ebene konnte das Alterszentrum verschiedene Massnahmen in Angriff nehmen. Insbesondere bei der Stärkung der Mitarbeitenden sowie der Förderung der internen und externen Zusammenarbeit wurden konkrete Erfolge erzielt. So ist im Frühling 2023 die Arbeitsgruppe «betriebliche Gesundheit» ins Leben gerufen worden, um Bedürfnisse der Mitarbeitenden noch besser aufzunehmen und ihnen Gehör zu verschaffen. Auch werden regelmässig interne Fortbildungen zu unterschied-

lichen Themen, etwa zur psychischen Gesundheit, durchgeführt. Für dieses Jahr wird zudem die Möglichkeit geprüft, für alle Mitarbeitenden eine Spezialfortbildung zu problematischem Konsum, Abhängigkeiten und deren Früherkennung anzubieten.

In der Zwischenzeit wurden auch monatliche Fallbesprechungen innerhalb des Teams eingeführt. Früher war dies nur in einer akuten Situation der Fall. Per Ende 2025 sollen zusätzlich häufigere und regelmässiger interprofessionelle Fallbesprechungen eingeführt werden, bei denen nebst Mitarbeitenden des Alterszentrums auch die Bewohnenden selber, Angehörige und externe Fachpersonen anwesend sein sollen. Generell legt das Alterszentrum Willisau ein verstärktes Augenmerk auf den Ausbau seines Netzwerkes und damit auf eine stärkere Unterstützung auch von externen Fachpersonen aus der Region, zum Beispiel aus der Psychologie.

Von diesen Massnahmen sollen sowohl Bewohnende, wie Petra Meister, als auch die Mitarbeitenden profitieren. «Die persönliche und fachliche Weiterbildung von Mitarbeitenden hat einen hohen Stellenwert. Gleichzeitig ist die interprofessionelle und interinstitutionelle Zusammenarbeit Gold wert», so Kristien Menten, Leiterin Betreuung Pflege im Alterszentrum Willisau. Sie ist guter Dinge, dass das Alterszentrum Willisau dank dem erhöhten Bewusstsein für die Thematik problematischer Konsum und Abhängigkeiten, einer gemeinsamen Haltung und den geplanten Massnahmen gut für die Zukunft und den Umgang mit Suchtmitteln gewappnet ist. ■

*Olayemi Omodunbi ist Projektleiterin beim Fachverband Sucht; Kristien Menten hat die Leitung Betreuung und Pflege im Alterszentrum Willisau inne.

Weiterführende Informationen:

→ fachverbandsucht.ch; alterundsucht.ch

Datenlage zu Kindern und Jugendlichen verbessern



Cornelia Rumo Wettstein, Geschäftsführerin Youvita und Mitglied der Artiset-Geschäftsleitung. Foto: esf

«Sich hinter der kantonalen Zuständigkeit für Vollzug und Entwicklung von Angeboten zu verstecken, macht keinen Sinn.»

Wiederholt hat der UN-Kinderrechtsausschuss die Schweiz für das Fehlen von wichtigen Datengrundlagen zu Kindern und Jugendlichen kritisiert. Leider genügte bisher diese Forderung nicht, um die gesamtschweizerische Datenlage zu den Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen voranzutreiben.

Der aktuelle Daten-Flickenteppich hierzulande ist gekennzeichnet von generellen Lücken, kantonalen Unterschieden sowie jenen nach Lebensbereichen von Kindern und Jugendlichen. Das Resultat ist ein Blindflug, wenn es um wichtige Bereiche des Aufwachsens in der Schweiz geht. Sich hinter der kantonalen Zuständigkeit für Vollzug und Entwicklung von Angeboten zu verstecken, macht keinen Sinn. Denn die Bestimmung von notwendigen Angeboten und Entwicklungen – auch in den einzelnen Kantonen – könnte schweizweit auf einer gleichen Datenbasis erfolgen. Ein weiterer Vorteil: das Schaffen von Angeboten über Kantons Grenzen hinweg und damit die Nutzung von Synergien, was heute nur sehr beschränkt möglich ist.

In seiner Antwort auf eine im Parlament zur Debatte stehenden Motion von Nationalrat Stefan Müller-Altermatt (Mitte, Solothurn) zählt der Bundesrat auf, welche Anforderungen für eine Datengrundlage er zurzeit evaluieren lässt. Eindrücklich an dieser Aufzählung ist vor allem, dass sie aufzeigt, wie zu einzelnen Themen oder Zielgruppen Daten allenfalls aufbereitet werden könnten. Dereinst, später und nach wie vor verzettelt. Mir scheint, mit dieser Aufzählung untermauert der Bundesrat die Argumente des Motionärs. Wichtig ist nicht nur das wilde Sammeln von Daten zu einzelnen Bereichen. So lange die Daten nicht vergleichbar sind oder schweizweit zur Verfügung stehen, bringt dies nur sehr bedingt etwas.

Die Schaffung einer vergleichbaren Datenlage ist zweifellos eine grosse Herausforderung. Warum sollte es aber unmöglich sein, dass Bund und Kantone die bereits für Einzelthemen mehrfach eingesetzten Ressourcen und das Wissen zusammenlegen, um eine Datengrundlage zu schaffen, die allen in der Erfüllung ihrer Aufgaben zugute kommt?

«Äs isch wie's isch» darf nicht länger als Erklärung für das Aufrechterhalten des ungenügenden Status quo hinreichen. ■

ARTISET

Kaderselektion

Suchen Sie Mitglieder für Ihre Geschäftsleitung?

Profitieren Sie von unserer Erfahrung, unserem spezialisierten Branchenwissen und unserem grossen Netzwerk.

Unsere Dienstleistungen

- **Offene Vakanzen auf Geschäftsleitungsebene:** Wir übernehmen den gesamten Rekrutierungsprozess oder unterstützen Sie im Teilmandat.
- **Wunschkandidat oder -kandidatin:** Vielleicht ist er oder sie schon in unserem Kandidatenpool. Rufen Sie uns an oder besuchen Sie unsere Webseite.
- **Ad Interim Lösungen:** Unser Expertenpool bietet ausgewiesene Fach- und Führungskräfte auf Zeit.
- **Pensionierungen in den nächsten 5 Jahren:** Kontaktieren Sie uns frühzeitig für eine erfolgreiche Nachfolgebesezung.

Unsere Kernkompetenzen und Motivation:

- **Passgenaues Matching.** Wir bringen passende Führungspersönlichkeiten mit Institutionen/ Organisationen zusammen.
- **Beratung und Selektion.** Expertise in der Beratung sowie der Suche und Selektion von Führungspersonen im Gesundheits- und Sozialbereich.
- **Aussagekräftige Inserate.** Erstellung von Inseraten, die das gesuchte Profil exakt widerspiegeln.
- **Vertrauensvolle Zusammenarbeit.** Transparente Beziehungen zu Trägerschaften, Geschäftsleitungsmitgliedern und Kandidat:innen.
- **Ziel- und ressourcenorientiert.** Wirtschaftliches Denken und nachhaltige Lösungen.

Ihr vertrauter Partner für den Gesundheits- und Sozialbereich

ARTISET Kaderselektion ist eine Dienstleistung der Föderation ARTISET mit ihren Branchenverbänden CURAVIVA, INSOS und YOUVITA. Als Personalvermittler haben wir uns auf Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf spezialisiert.

Kontaktieren Sie uns:
Jona Herrmann, Leiter
ARTISET Kaderselektion,
T +41 31 385 33 65



Mehr Infos
mit Video

Info-
Anlass
5. Juni

Info-
Anlass
25. März

Die Weiche für die
Zukunft schon gestellt?

Leiter/in in Facility Management
und Maintenance (HFP)

Jetzt weiterbilden
und weiterkommen!



Bereit für die Führung
des Teams?

Bereichsleiter/in Hotellerie-
Hauswirtschaft (BP)

Jetzt weiterbilden
und Talent entdecken!



Die smarte App zur cleveren Software.



Mit der RedLine App erleichtern wir Ihre Betreuungsarbeit.

- Sprechen Sie Ihre Notizen in Ihr Smartphone. Ihre gesprochenen Informationen werden automatisch ins Journal geschrieben.
- Dokumentieren Sie Ihre Einträge mit den Fotos, die Sie mit Ihrem Smartphone aufnehmen.
- Erfassen Sie die Abgabe von Medikamenten direkt bei der Abgabe – jederzeit und überall.
- Wichtige Notfallinformationen und alle Notfallkontakte sind stets aktuell und immer verfügbar, wenn Sie diese benötigen.

Mit diesen und weiteren ausgewählten Funktionen der RedLine App sind Sie jederzeit mit RedLine verbunden. Die RedLine App ist verfügbar für iPhone und Android.

Nehmen Sie mit uns Kontakt auf und lassen Sie sich beraten.

Die smarte RedLine App.

RedLine[®]
Software

redline-software.ch

RedLine Software GmbH · 9000 St. Gallen
+41 71 220 35 41 · info@redline-software.ch